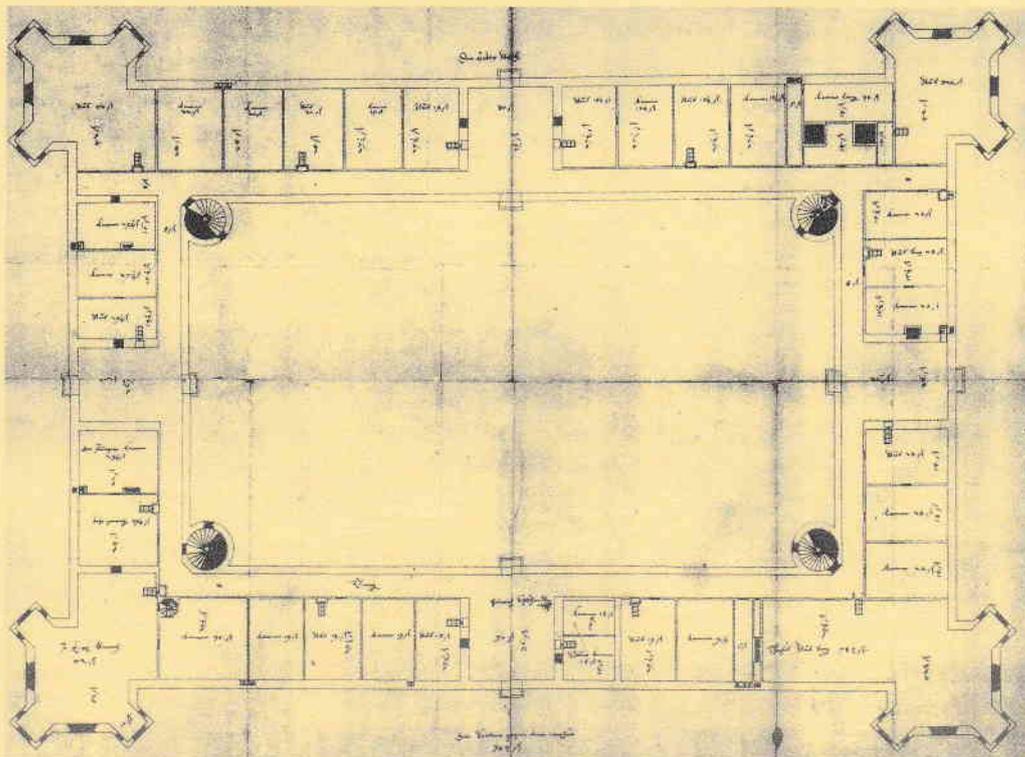


Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Heft 14

2003

Die umseitige Abbildung auf dem Deckblatt – sie gehört zum Aufsatz „Burg und Schloss Calw“ in diesem Heft – zeigt den Grundriss des über den Baubeginn nicht hinweggekommenen Calwer Schlosses nach dem Plan des württembergischen Landbaumeisters Heinrich Schickhardt (1558-1635).

Ginst & Heute

Heft 14
2003

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw

Herausgeber:
Kreisgeschichtsverein Calw e. V.

Redaktion:
Hermann Wulzinger

Geschäftsstelle des Kreisgeschichtsvereins Calw e.V.
75365 Calw-Stammheim, Holzbronner Straße 1

Inhaltsverzeichnis

Heft 14, 2003

	Seite
Vorwort des 1. Vorsitzenden Horst Roller	6
Zum Inhalt dieses Heftes Hermann Wulzinger	7
Über die Wurzeln unseres Medizinalsystems Klaus Pichler, Zavelstein	8
Die Kelten waren nicht die Ersten am Rudersberg Erste Ergebnisse neuer Grabungen nach dem Orkan Lothar Hartmut Würfele, Calw	16
Die Renovierung der Burgruine Waldeck 2000/2001 Horst Roller, Stammheim	21
Die Grenzsteine des Klosters Hirsau Jörg Mielke, Tübingen	36
Burg und Schloss Calw Paul Rathgeber, Calw	41
... tödlich verunglückt am 21. Sept. 1921 in Oppau/Pfalz Was ein Grabstein auf dem Stammheimer Friedhof zu erzählen hat Hermann Wulzinger, Zavelstein	48

Die Anschriften der Autoren:

Dr. Jörg Mielke, Lange Gasse 22, 72070 Tübingen, eMail: jorgemielke@web.de

Dr. Klaus Pichler, Schulstraße 21, 75385 Zavelstein, eMail: k.pichler@t-online.de

Paul Rathgeber, Im Zwinger , 75365 Calw, eMail: PRathgeber@calw.de

Horst Roller, Holzbronner Straße 1, 75365 Calw-Stammheim, eMail: horst.roller@gmx.net

Dr. Hermann Wulzinger, Schulstraße 23, 75385 Zavelstein, eMail: wulzinger.zav@web.de

Hartmut Würfele, Rilkestraße 6/1, 75365 Calw-Heumaden, eMail: Hartmut.Wuerfele@t-online.de

Vorwort

Liebe Geschichtsfreunde,

aus heimatgeschichtlicher Sicht waren 2003 im Kreis Calw zwei Aktionen, die jeweils Bodenfunde betrafen, von Bedeutung. Ein Vorhaben waren die Ausgrabungen am Rudersberg bei Calw. Zum andern hat Förster Robert Roller aus Bad Teinach-Zavelstein, unterstützt durch das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Tübingen, die Nachforschungen im abgegangenen Waldhufendorf Würzbach-Oberwürzbach tatkräftig vorangetrieben. Ebenfalls von großem Interesse waren in Nagold viele Veranstaltungen zum „Keltenjahr“.

Mit diesem 14. Heft legt der Kreisgeschichtsverein seinen Förderern, Mitgliedern und Interessierten wieder eine Publikation vor, die den Autoren manche Mühe abgerungen hat. Es bleibt zu hoffen, dass diese Veröffentlichung auf Interesse stößt und Resonanz erfährt. Der Kreisgeschichtsverein dankt allen Autoren und dem Redakteur für die geleistete Arbeit. Auch der Sparkasse Pforzheim Calw sei an dieser Stelle für ihre Unterstützung gedankt.

Es sei darauf hingewiesen, dass die früheren „Einst & Heute“-Hefte Nr. 1 bis 13 (außer Nr. 4) über die Stadtinformation Calw oder die Geschäftsstelle des Kreisgeschichtsvereins noch zu erhalten sind. Die in diesen Heften behandelten Themen sind auch heute noch aktuell.

Neben der Herausgabe der Zeitschrift Einst & Heute verfolgt der Kreisgeschichtsverein seit Jahren die Absicht, einzelne Ortschaften des Kreises unter heimatgeschichtlichen Gesichtspunkten zu besuchen und auf diese Weise auch die Kontakte zu den örtlichen Einzelforschern zu stärken. Solche Exkursionen gingen im Jahr 2003 nach Stammheim, Würzbach und Oberwürzbach (siehe Bild), Neuenbürg, Gechingen, Oberreichenbach und Calw.

Seit neuestem verfügt der Verein über eine Webseite www.kgv-calw.de, die zum Informationsaustausch beitragen soll.

Horst Roller
Vorsitzender des Kreisgeschichtsvereins Calw e.V.



Eine Gruppe des Kreisgeschichtsvereins bei der Führung in „Oberwürzbach“ am 11. Mai 2003 mit Förster Robert Roller.

Zum Inhalt dieses Heftes

Die Jahreswende 2003/2004 brachte nach dem Beschluss der Gesundheitsreform erhebliche Einschnitte in die Struktur unserer Sozialversicherung. Dr. Klaus Pichler, aktiver Facharzt für Innere Medizin, nahm diese politischen Eingriffe zum Anlass zu einem Rückblick auf die historische Entwicklung des medizinischen Versorgungssystems in Deutschland.

Nachdem der Sturm Lothar an Weihnachten 1999 auch auf dem Rudersberg oberhalb von Calw den Wald abrasiert hatte, wurden im Waldboden Kultur- und Siedlungsreste entdeckt, denen in den Jahren 2002 und 2003 im Rahmen einer ausgedehnten Grabungsaktion weiter nachgegangen wurde. Es gab überraschende Funde. Die Aktion ist noch nicht abgeschlossen. Hartmut Würfele berichtet über erste Ergebnisse.

Die sagenumwobene, teils zugewachsene Ruine Waldeck nahe Kentheim wurde in den Jahren 2000 und 2001 unter der Leitung des Staatlichen Hochbauamtes und Denkmalschutzes fachgerecht in ihrem Bestand gesichert. Horst Roller hat die Sicherungsmaßnahmen verfolgt und fotografisch dokumentiert.

Wanderer stoßen in unsrer Region hin und wieder auf Grenzsteine, die auf Bodenbesitz des ehemaligen Benediktinerklosters Hirsau hinweisen. Jörg Mielke aus Tübingen ist dabei, diese Grenzsteine systematisch aufzunehmen. Er gibt hier vorläufige Ergebnisse bekannt.

Wann kamen die Calwer Grafen nach Calw? Wann wurde die Calwer Burg erbaut? Warum wurde der prächtige Schickhardt'sche Schlossentwurf nicht realisiert? Fragen über Fragen, denen der Calwer Stadtarchivar Paul Rathgeber nachgeht.

Ein Grabstein auf dem Friedhof in Calw-Stammheim erzählt eine tragische Geschichte: wie ein junger Stammheimer 1921 bei dem Explosionsunglück im Werk Oppau der BASF - bis heute eine der größten Industriekatastrophen weltweit - ums Leben kam. Der aus Ludwigshafen stammende Autor hat sich dieser Geschichte angenommen.

Hermann Wulzinger
Redakteur

Redaktionsschluss für das nächste Heft: 31. Oktober 2004.

Über die Wurzeln unseres Medizinalsystems

Eine Betrachtung im Jahre eines neuen Gesundheitsstrukturreformgesetzes

Klaus Pichler, Zavelstein

Die Politik des Jahres 2003 war sehr stark geprägt von der Diskussion um die sozialen Versorgungssysteme. Insbesondere in der Organisation der Krankenversorgung und der Krankheitsvorsorge, sehr unzutreffend als „Gesundheitsreform“ bezeichnet, hat sich einiges geändert. Immerhin gilt es in einem modernen Staat als selbstverständlich, daß ein Krankenversorgungssystem Bestandteil der staatlichen Ordnung zu sein hat. Dies war natürlich nicht immer so: Auch unser System zur Krankenversorgung hat seine Geschichte. Woher kamen – so mag man sich fragen – die wesentlichen Denkanstöße, und wer waren die Konstrukteure? Waren es kluge Leute, oder befanden sie sich von vornherein auf einem Irrweg?

Bei Griechen und Römern

Krankheit und Tod bedrohen seit jeher jeden Menschen, und so alt wie die Menschheit selbst sind die mehr oder weniger hilfreichen Versuche, diese Gefahren abzuwenden. Einen frühen geschichtlich fassbaren Höhepunkt erreichte die Heilkunst um das 4. vorchristliche Jahrhundert in der Ärzteschule der griechischen Insel Kos, deren Schriftensammlung wahrscheinlich Hippokrates (geb. 460 v. Chr., gest. 375) selbst verfasst hat. Bei Hippokrates und seinen Schriften verbindet sich wissenschaftliches Denken vereint mit gediegener ärztlicher Erfahrung und Beobachtungsgabe, mit Kritik am eigenen ärztlichen Handeln und mit an den Möglichkeiten der Zeit orientierten Behandlungstechniken. Mystizismus und Okkultismus haben in der hippokratischen Medizin keinen Platz. Hohes ärztlich-menschliches Ethos ist kristallisiert im „Eid des Hippokrates“, dem sich – in seiner heute bekannten Form wohl nur teilweise von ihm selbst stammend – immer noch wesentliche Teile der Ärzteschaft verpflichtet fühlen.

Der Eid des Hippokrates

"Ich schwöre und rufe Apollon, den Arzt, und Asklepios und Hygieia und Panakeia und alle Götter und Göttinnen zu Zeugen an, daß ich diesen Eid und diesen Vertrag nach meiner Fähigkeit und nach meiner Einsicht erfüllen werde. Ich werde den, der mich diese Kunst gelehrt hat, gleich meinen Eltern achten, ihn an meinem Unterricht teilnehmen lassen, ihm, wenn er in Not gerät, von dem Meinigen abgeben, seine Nachkommen gleich meinen Brüdern halten und sie diese Kunst lehren, wenn sie sie zu lernen verlangen, ohne Entgelt und Vertrag. Und ich werde an Vorschriften, Vorlesungen und aller übrigen Unterweisung meine Söhne und die meines Lehrers und die vertraglich verpflichteten und nach der ärztlichen Sitte vereidigten Schüler teilnehmen lassen, sonst aber niemanden. Ärztliche Verordnungen werde ich treffen zum Nutzen der Kranken nach meiner Fähigkeit und meinem Urteil, hüten aber werde ich mich davor, sie zum Schaden und in unrechter Weise anzuwenden. Auch werde ich niemandem ein tödliches Mittel geben, auch nicht wenn ich darum gebeten werde, und ich werde auch niemanden dabei beraten; auch werde ich keiner Frau ein Abtreibungsmittel geben. Rein und fromm werde ich mein Leben und meine Kunst bewahren. Ich werde nicht schneiden, sogar Steinleidende nicht, sondern werde das den Männern überlassen, die dieses Handwerk ausüben. In alle Häuser, in die ich komme, werde ich zum Nutzen der Kranken hineingehen, frei von jedem bewußten Unrecht und jeder Übeltat, besonders von jedem geschlechtlichen Mißbrauch an Frauen und Männern, Freien und Sklaven. Was ich bei der Behandlung oder auch außerhalb meiner Praxis im Umgang mit Menschen sehe und höre, das man nicht weiterreden darf, werde ich verschweigen und als Geheimnis bewahren. Wenn ich diesen Eid erfülle und nicht breche, so sei mir beschieden, in meinem Leben und in meiner Kunst voranzukommen, indem ich Ansehen bei allen Menschen

für alle Zeit gewinne; wenn ich ihn aber übertrete und breche, so geschehe mir das Gegenteil."

Der 129 n. Chr. in Pergamon geborene und 199 in Rom verstorbene griechisch-römische Arzt Galen faßte das gesamte Wissen der antiken Heilkunde in einem einheitlichen, logischen Lehrgebäude zusammen, das lückenlos erschien und durch seine konsequent durchdachte Theorie über das gesamte Mittelalter bis in den Beginn der Neuzeit absolute Autorität besaß.

Im Christentum

Nach dem Sieg über Makedonien 146 v. Chr. waren Makedonien und Griechenland zur römischen Provinz geworden. Im Anschluß daran ergoß sich ein breiter Strom hellenistischer Kultur nach Rom. Doch die hellenistische Helle verdunkelte sich allmählich im Niedergang des Imperium Romanum, der spätestens ab den Nachfolgern von Augustus (31 v.-14. n. Chr.), des ersten römischen Kaisers, unverkennbar war. Die Staats- und Kultur erhaltenden Tugenden schwanden, für die Führungsschicht verloren Bildung und Wissen an Bedeutung. Hinzu kam, daß das Christentum sich mehr und mehr etablierte, und in dessen Denkgebäude war kein Platz für Wissenschaft und Forschung. Als einen Fluch für die Menschheit betrachtete der Bibelübersetzer, der heilige Hieronymus (347-419 n. Chr.), das philosophische und analytische Denken der Griechen. Nicht menschliche Vernunft, allein die göttliche Offenbarung vermochte den Geist zu erleuchten.

Vom inneren Zerfallsprozeß zerrüttet, konnte das römische Reich dem Ansturm der Germanen keinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Doch unter dem weisen und gerechten Westgotenkönig Theoderich (419-451) kommt es noch einmal zu einer kurzen Nachblüte im allgemeinen kulturellen Niedergang. Die verwaisten kaiserlichen Palastschulen werden wiederbelebt, gebildete Goten treten als studierte Ärzte auf, betreiben Physik und Astronomie. Auch Vandalen, Langobarden, Franken und Ostgoten hatten begonnen, sich Bildung anzueignen, jedoch verlöscht dieser Aufbruch unter dem Druck der zunehmenden Christianisierung.

Neben dem allein seligmachenden Weg der Seelen zu Gott war es ein lästerlicher Irrweg, über irdische Dinge nachzudenken und anderswo als in der biblischen Offenbarung nach Wahrheit zu suchen. Der Kirchenlehrer Tertullian (169–225) formulierte dies sehr klar: *„Es ist nach Jesus Christus nicht unsere Aufgabe, neugierig zu sein, noch zu forschen, nachdem das Evangelium verkündet wurde“*.

Exemplarisch für diese Einstellung ist die Zerstörung der Bibliotheken in Alexandrien, der größten Büchersammlung des Altertums: Im 3. Jahrhundert schließt ein christlicher Patriarch das Museion und vertreibt die Gelehrten. Unter dem byzantinischen Kaiser Valens (364-378 n. Chr.) wird das Caesareum geplündert und in eine Kirche umgewandelt, seine Bücher werden verbrannt. 391 erteilt der Kaiser Theodosius dem Patriarchen Theophilus die Erlaubnis, die letzte und größte Akademie der antiken Welt, das Serapeion, zu zerstören und seine kostbare Bibliothek zu verbrennen. Für die menschliche Geistesgeschichte, auch für die Medizin, ist dies wohl die größte Tragödie, Unersetzliches geht für immer verloren.

Das Vernichtungswerk fanatischer Christen geht weiter. Um 600 wird die von Augustus gegründete Palatinische Bibliothek verbrannt, die Lektüre der Klassiker, besonders mathematische Studien, werden verboten. Einziger Quell göttlicher Wahrheit war für den Christen die Offenbarung. Die Schöpfungsgeschichte gab alle notwendige Auskunft über Himmel, Erde und das Menschengeschlecht. Verdammt war, eine Kausalgesetzlichkeit im Naturgeschehen anzunehmen, den Aufgang eines Gestirns, eine Missgeburt oder die Heilung eines Beinbruchs aus natürlichen Ursachen anzunehmen: die theozentrische Weltsicht konnte und wollte darin nur göttliches Wirken, Gottes Strafen oder Gottes Wunder erkennen.

Kirchenlehrer Eusebius (~263-339), Bischof von Caesarea, hielt den Naturforschern von Alexandrien und Pergamon vor: *„Nicht aus Unkenntnis der Dinge, die ihnen wert sind, sondern aus Verachtung ihrer nutzlosen Tätigkeiten denken wir gering von ihrem Gegenstande und wenden unsere Seelen der Beschäftigung mit besseren Dingen zu“*.

Noch 1209 verwies die Synode zu Paris es den Mönchen als Sünde, naturwissenschaftliche Schriften zu lesen. Die geistige Enge erstickte somit jeden beobachtenden, nach wissenschaftlicher Erkenntnis strebenden Geist. Gelehrte, die zu Erkenntnissen kamen, die sich nicht mit der kirchlichen Lehrmeinung deckten, wurden zum Widerruf gezwungen und mit dem Scheiterhaufen bedroht. Nicht anders war die Haltung zur Medizin. Krankheit und Tod waren die gerechten Strafen Gottes oder das Wirken des Teufels. Der Heiland hatte wunderbare Heilungen allein durch das Auflegen seiner Hände vollbracht und diese göttliche Gabe seinen Jüngern weitergegeben: *„Machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen, wecket Tote auf, treibet Teufel aus“*. Glaube und Gebet waren die einzige Medizin, die zur Heilung führen konnte. Und dafür war allein die Kirche zuständig.

„Die Arzneykunde in allen Formen stammt aus derselben betrügerischen Kunst“ prangert der Kirchenlehrer Tatian (2. Hälfte 2. Jhd.) die heidnischen Griffe in die Apotheke der Natur an, *„denn wenn jemand von Materie geheilt wird, indem er ihr vertraut, um wieviel mehr wird er, wenn er sich auf die Kraft Gottes verlässt, geheilt werden?“*

Die Ausübung der Chirurgie hatte die Kirche dem Klerus ganz verboten. Sich als Arzt mit Instrumenten manuell zu betätigen, galt als schimpflich und unehrlich. Dies blieb den mehr oder weniger geschulten Wundärzten vorbehalten, die häufig aus traditionsreichen Wundarztfamilien stammten, wo die Kunst vom Vater an den Sohn weitergegeben wurde. Im Volk galten sie als „Ärzte“ schlechthin, die – so Gott wollte – die einzigen waren, die wirkliche praktische Hilfe leisten konnten.

1215 wird von Papst Innozenz III. auf dem Laterankonzil zu strenger Pflicht erhoben: Bei Strafe der Exkommunikation ist es dem Arzt verboten, den Kranken zu behandeln, der nicht zuvor gebeichtet hat! Denn die Krankheit rührt von der Sünde her, wie Jesus selbst bezeugt hat, als er zu dem Geheilten sprach: *„Siehe, du bist gesund geworden. Sündige hinfort nicht mehr, damit dir nicht noch Ärgeres widerfahre“* (Joh. 5,14).

Während von den benediktinischen Klöstern hier und da Hospize für Pilger, Reisende, Findelkinder, Arme und Gebrechliche eingerichtet wurden, gab es Hospitäler ausschließlich für Kranke erst ab dem ausgehenden 12. Jahrhundert. Eines der ersten war das Hotel-Dieu in Paris. Von Zeitgenossen existieren Augenzeugenberichte über die dortigen fürchterlichen Zustände, wo sich auf Stroh in bunter Mischung Männer, Frauen, Kinder, Greise, Sterbende und Tote das Lager mit wimmelndem Ungeziefer teilten.

Im Islam

Eine gänzlich andere Entwicklung hatten Kultur, Wissenschaft und Medizin im Osten genommen.

Auf dem Boden eines ziemlich primitiven heidnischen Polydämonismus war aus Mekka Mohammed (Muhamad, Mahomet) hervorgegangen und hatte sein neues monotheistisches Glaubenssystem gepredigt. Im Jahre 622 mußte er von Mekka nach Jathrib (Medina) fliehen, dem Jahr 0 muslimischer Zeitrechnung nach der „Hidschra“, der Flucht. Dieses neue monotheistische Glaubenssystem, der Islam, schuf in unglaublich kurzer Zeit eine konfessionell-religiöse Bindung in einer zuvor ohne Staat organisierten, in Sippen und Stammesbindungen zerfallenden, vorwiegend als Wanderhirten lebenden Gesellschaft: die Umma, die Gemeinschaft aller Gläubigen.

Mohammed wuchs vom Propheten in die Rolle eines herrscherlichen Staatsoberhauptes hinein. Diese Doppelrolle von religiöser und weltlicher Führerschaft hatten auch die Nachfolger inne, die sunnitischen Kalifen und Sultane weniger, die Imame der Schiiten ausgeprägt. Dies sicherte ihnen eine singuläre, kaum umstrittene Position in der Umma.

Kaum war Mohammed tot, fielen die ungebärdigen, von ihrer frischgebackenen Religion fanatisierten arabischen Kriegerscharen in sämtliche Nachbarländer ein. Schon um 750 n. Chr. hatte das neue islamisch-arabische Großreich seine größte Ausdehnung erreicht und umfasste nach Westen ganz Nordafrika einschließlich eines Großteils von Spanien. In Südfrankreich, Süditalien, Sizilien gelang eine dauerhaft

Landnahme dagegen nicht. Die islamischen Invasoren führten ihren Krieg, den Dschihad, mit aller Härte. War jedoch der Sieg errungen, ging der Dar al Harb, der Bereich des Krieges, schnell über in den Dar al Islam : Das Land des Islam, also in ein befriedetes Land unter friedlicher muslimischer Herrschaft, die keine blutigen Auseinandersetzungen mehr kannte. Das milde kultur- und lebensfördernde Walten der islamischen Religion war angebrochen, das für beide Seiten fruchtbare Miteinander der Kultur des Eroberers und der des Unterworfenen begann. Und bei den kampflustigen, aus primitiven Verhältnissen kommenden Wüstennomaden, entstand ein unglaublicher Hunger nach Bildung und Kultur. Araber sammelten an Schriften, an Büchern alles was aufzutreiben war, vor allem auch hellenistische Literatur. Wer etwas auf sich hielt, sammelte Bücher! Gigantische Bibliotheken mit vielen Tausenden von Bänden entstanden. Und mit der Literatur wurde griechisches Denken und Wissen übernommen, darunter vor allem auch das Wissen über Natur und Medizin.

In diesem Umfeld erfuhr fast zwangsläufig die Medizin einen rasanten Aufschwung. Die Mächtigen, besonders die Kalifen und Sultane, gründeten und unterhielten Krankenhäuser, wie die Welt sie noch nicht kannte: Hell, sauber, heizbar, mit reinlichen Betten und guter, auf die Bedürfnisse der Kranken ausgerichteter Küche. Die ärztliche Versorgung war gestaffelt von der Erstuntersuchung durch Studenten, über Assistenzärzte bis zum Chefarzt, dem (in den Krankenhäusern größerer Städte) ein Stab von Spezialisten, Internisten, Nervenärzte, Augenärzte, Orthopäden, Chirurgen, zur Seite stand.

Geisteskranke wurden in den arabischen Ländern in besonderen Abteilungen und Kliniken untergebracht und human seelisch behandelt, während im Westen in Geisteskrankheiten „Besessenheit vom Teufel“ gesehen wurde, der durch Exorzismus, Schläge und Qualen ausgetrieben werden musste.

Auch die schrecklichste Seuche, die Pest, die 1348 erstmalig Europa in einem furchtbaren Ansturm heimsuchte, hatte für die arabische Medizin nichts Magisches oder Metaphysisches, während man in der christlichen Welt die Strafe Gottes darin erblickte, die Juden verantwortlich

machte und sie zu Hunderten verbrannte, oder als Ursache Kometenkonjugationen und vom Himmel herabgestürzte Meteore sah.

931 befahl al-Muktadir, der Kalif von Bagdad, daß alle Ärzte geprüft und durch einen Praktikierschein approbiert werden sollten. In der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts entsteht eine differenzierte Studien- und Prüfungsordnung.

Die Vorgehensweise des islamisch-arabischen Arztes ist streng rational und orientiert sich an der Vorgeschichte, einer exakten Untersuchung, an Kranken- und Verlaufsbeobachtung, Laboruntersuchungen – Araber entwickelten auch das Labor und die erforderlichen Instrumente hierzu – und Tierexperimenten.

Die medizinischen Einrichtungen standen jedem offen, auch dem einfachen Bürger. Im 15. Jahrhundert, also vor 600 Jahren, besaß die Medizinische Fakultät in Paris die kleinste Bibliothek der Welt: sie bestand aus einem einzigen Buch, dem „Continens Rhasis“, im arabischen Raum „al-Hawi“ genannt. Hierin sind die postmortal veröffentlichten Aufzeichnungen von „ar-Rasis“ enthalten, eines im Westen „Rhasis“ genannten Arztes des 10. Jahrhunderts aus Raj (bei Teheran). In diesem Werk wurden die von ar-Rasis angefertigten Krankengeschichten, diagnostische und therapeutische Überlegungen, Hygienevorschriften und (meist pflanzliche) Medikamentenzubereitungen von seinen Schülern nach dessen Ableben zusammengefaßt.

Der Dar al Islam, der islamische Raum, hat eine Fülle hervorragender Ärzte hervorgebracht, deren Wissen in einem reichen Schatz an medizinischer Literatur enthalten ist: Ibn Sina (Avicenna), Arzt und Philosoph aus Isfahan (980-1037, Verfasser des „Canon medicinae“), Abu l’Quasim, Chirurg in Cordoba (10.-11. Jhdt.), Ibn Ruschd (Averroes) aus Cordoba (1126-1198), um nur einige weitere zu nennen.

Der christliche Westen hat dem nichts entgegenzusetzen.

Unter Friedrich II.

Es dauerte bis zum 13. Jahrhundert, als im christlichen Europa erstmalig ein Staat, bzw. der Regent eines Staates die Krankenversorgung seiner Bürger als staatliche Aufgabe begriff. Im

hohen Mittelalter also, in einer Zeit, die wir immer noch mit Dunkelheit und Irrationalität assoziieren.

Friedrich II. (1194-1250), Sohn von Kaiser Heinrich VI. und der Normannenprinzessin Konstanze von Hautville, Enkel von Barbarossa (Friedrich I., 1125-1190) und Ruggero (Roger II. von Sizilien, 1095-1154), war früh verwaist in Palermo aufgewachsen. Sizilien hatte zu dieser Zeit einen noch erheblichen sarazenischen Bevölkerungsanteil, muslimische und christliche Kultur begegneten sich hier. Zwar war Papst Innozenz III der offizielle Vormund des Regu-



*Friedrich II.
Vorderseite eines stark vergrößerten Halbaugustalis mit
dem Bildnis des Kaisers
Geprägung aus Brindisi und Messina, 1231
Ehemals Berlin, Geldmuseum der Deutschen Reichsbank*

lus, des Königsleins, der für die christliche Erziehung sorgte, jedoch hatte Friedrich auch arabische Erzieher, und die arabische Sprache war ihm vertraut.

1212 zum Deutschen König und 1220 zum Kaiser des Imperium Romanum gekrönt, war er im Dezember 1220 nach 10-jähriger Abwesenheit in sein heimatliches süditalienisch-siziliani-sches Königreich, das „Regnum sicilie“ zurück-gekehrt. Schon am 20. Dezember beginnt er auf einem Hoftag in Capua mit der Verkündung von 20 Assisen zur Reorganisation seines ererbten heimatlichen Königreichs, kurzen Gesetzen, die eine Art Regierungsprogramm bilden. Im

Frühjahr 1221 folgen die 4 Assisen von Messina. 1231 werden nach gründlicher Vor-bereitung durch sachverständige Rechtsgelehrte die Constitutiones (Konstitutionen von Melfi) proklamiert, ein umfassendes Gesetzgebungs-werk, in dem die Stellung des Königs einerseits und Pflichten und Rechte der Untertanen andererseits rechtlich geregelt werden. Kurz zuvor war Friedrich von seinem erfolgreichen Kreuz-zug aus dem Heiligen Land zurückgekehrt. Dank diplomatischen Geschickes und der Entwicklung gegenseitiger Wertschätzung zu Sultan al-Kamil war es Friedrich gelungen, kampflös Jerusalem zurückzuerhalten.

Schon sein normannischer Großvater Roger II. hatte in Salerno eine Medizinschule einge-richtet, die in Europa zu dieser Zeit einzigartig war und einen hohen Ruf genoß. 1140 hatte er in einer Assise die Ausübung des Arztberufs von einer bestandenen Prüfung vor königlichen Beamten, also einem „Staatsexamen“ abhängig gemacht. Bei Zuwiderhandlung drohten Geld-, Güter- und Kerkerstrafen unter dem ausdrück-lichen Hinweis auf die schweren Gefahren, die seine Untertanen durch schlecht ausgebildete Ärzte bedrohten.

Sein Enkel Friedrich übernimmt diese Regelungen wortwörtlich in seine „Konstitu-tionen von Melfi“ und fügt eine Reihe ergänzen-der Regelungen hinzu. Auch er warnt ausdrück-lich vor den irreparablen Schäden, die durch unfähige Ärzte angerichtet werden können.

Ausbildungsberechtigt als Lehruniversität für Medizin und Chirurgie war für das süditalie-nische Regnum allein die königliche Medi-zinische Hochschule in Salerno. Um die Quali-fikation des Arztes gewährleisten zu können, schreibt Friedrich in seinen Constitutiones vor, daß vor einer Zulassung zum Arztberuf (die durch den königlichen Hof zu erfolgen hatte), eine öffentliche Prüfung des Kandidaten durch die dortigen Professoren im Beisein von könig-lichen Beamten voranzugehen habe. Über das Prüfungsergebnis muß von den prüfenden Pro-fessoren und den Beamten des Königs ein schriftliches Zeugnis ausgestellt werden.

Entsprechend darf einem Medizinprofessor eine Lehrbefugnis ebenfalls erst nach einem gründlichen Examen vor Kollegen und Beamten erteilt werden.

Klar und richtungsweisend trennt das Gesetz Friedrichs von 1231 bereits den Arzt vom Apotheker. Die Herstellung und der Verkauf von Arzneimitteln unterliegt dem zuvor in Salerno geprüften Apotheker. Jeder Apotheker muß durch einen Eid geloben, daß er alle Arzneien gemäß den anerkannten Regeln zum Nutzen der Patienten zubereiten werde.

1240 erfolgt eine umfangreiche Novellierung der Medizingesetzgebung, offensichtlich weil sich zusätzlicher Regelungsbedarf ergeben hatte.

Die Apotheker werden erneut verpflichtet, vor ihrer Zulassung die ordnungsgemäße Anfertigung von Arzneimitteln eidlich zu versprechen. Der Verkauf von Arzneien wird an einen (allerdings ziemlich pauschal formulierten) Arzneimitteltarif gebunden. Im Rahmen einer Bedarfsplanung soll die Anzahl der Apotheken auf bestimmte größere Städte beschränkt werden. Den Ärzten wird jetzt ausdrücklich der geschäftliche Zusammenschluß mit einer Apotheke, das Führen einer eigenen Apotheke oder auch nur die Anstellung eines Apothekers verboten.

Die vom Arzt zu beschwörende Eidesformel wird um die Zusage erweitert, alle Apotheker anzuzeigen, die schlechte Arzneimittel liefern.

Detailliert schreibt Friedrich den Ärzten seines Königreichs vor, wie oft sie tagsüber und in der Nacht Patienten zu besuchen hatten. Auch die Höhe des Honorars für die Besuchsleistungen wird festgelegt, wobei die Länge des Wegs zum Krankenlager maßgeblich ist. Weiterhin mussten die Ärzte durch Eid zusichern, arme Patienten sogar völlig unentgeltlich zu behandeln.

Berühmtheit hat die Ausbildungsordnung erlangt, die der Kaiser in dieser Novelle für seine in Salerno studierenden Mediziner festlegt. Sie fordert bindend als Voraussetzung für das Medizinstudium ein dreijähriges Studium der „*Scientia logicalis*“, also der Logik. Dieser erste Studienabschnitt wird damit der aktuellen wissenschaftlichen Situation gerecht. Im Laufe des 12. Jahrhunderts war nämlich das gesamte Werk des Aristoteles, von dem bisher nur einzelne Schriften das Abendland erreicht hatten, über das Arabische ins Lateinische übersetzt worden. Aristoteles sucht die Phänomene der Welt zu

deuten, allerdings von einem philosophischen Denkansatz her. Für eine experimentell-naturwissenschaftliche Vorgehensweise fehlen noch weitgehend die geistigen und technischen Voraussetzungen.

Die Beschäftigung mit der Logik wird damit zum Grundstudium. Sie soll in die Problematik wissenschaftlicher Erkenntnis einführen, mit deren Regeln, Schwierigkeiten und sprachlichen Formulierungen vertraut machen. Damit entspricht dieser Studienabschnitt dem heutigen vorklinischen Studium, in dem der angehende Arzt ja ebenfalls mit den naturwissenschaftlichen Grundlagen vertraut gemacht wird.

Für das eigentliche Medizinstudium sieht der kaiserliche Lehrplan eine Dauer von 5 Jahren vor. Anhand von Büchern müssen in dieser Zeit die Magister den Studierenden in Theorie und Praxis unterrichten. Examen und Approbation schließen sich an. Der frisch zugelassene Arzt muß noch für mindestens ein Jahr unter der Aufsicht eines erfahrenen Kollegen praktizieren, bevor er sich selbstständig machen kann.

Zur Mediziner Ausbildung gehört – wie die Konstitutionen betonen – auch der Erwerb chirurgischer Kenntnisse. Die Studienordnung sieht jedoch für Chirurgen ein eigenständiges Berufsbild vor und verlangt eine spezielle, mindestens einjährige fachliche Unterweisung in Salerno mit besonders ausführlicher Behandlung der Anatomie des menschlichen Körpers.

In engem Zusammenhang mit der Medizinalordnung steht das schon 1231 publizierte Gesetz zum Schutz der Luft- und Wasserreinhaltung. Es verbietet, in der Nähe von Siedlungen Flachs und Hanf einzuweichen, Tierkadaver liegen zu lassen und regelt den Mindestabstand von Abdeckereien, schreibt deren Standort flußabwärts vor und bestimmt eine Mindestdiefe von Gräbern. Friedrich beruft sich darin ausdrücklich auf eigene Erfahrungen.

Man weiß wenig, was die Hochschule von Salerno und Friedrichs Medizinalsystem tatsächlich leisteten. Zwar gibt es auch aus Friedrichs Regierungszeit eine Fülle von Urkunden, amtlichen Verlautbarungen und Briefen, doch kaum Beschreibungen des alltäglichen Lebens. Zwischen dem nach Ordnung

strebenden Wunsch des kaiserlichen Gesetzgebers und der Wirklichkeit der Umsetzung hat sicherlich auch damals eine Lücke geklafft. Immerhin installierte Friedrich zur Umsetzung seiner auf Ordnung zielenden Gesetzgebung auch eine durchgegliederte Verwaltung mit einem Beamtenapparat, an deren Spitze der königliche Hof und letztlich er selbst stand.

Nach dem Untergang der Staufer und der Machtübernahme im Regnum sicilie durch Karl von Anjou wurde Friedrichs Gesetzgebung beibehalten. Ein königlicher Richter am Hofe Karls beklagt um 1280, daß die kaiserlichen Prüfbestimmungen für Ärzte schlecht eingehalten würden, und die Kontrollen der Apotheken habe er nicht gesehen. Allerdings hatte ja ein Regierungswechsel stattgefunden, und Friedrich war schon 30 Jahre tot.

Friedrich übernahm wesentliche Bestandteile der muslimischen Medizinalordnung in seinen christlich geprägten Staat und gerät nicht zuletzt durch seine offene Haltung zu Naturwissenschaft und Medizin in einen faktisch unlösbaren Gegensatz zur römischen Kirche.

Aus der Gegnerschaft der Staufer, insbesondere aus den kirchlichen Kreisen, wurde auch die salernitanische Hochschule kritisiert: die Bestimmungen seien zu eng geknüpft gewesen und hätten lähmend gewirkt. Allerdings findet sich diese Kritik unter den Zeitgenossen nicht. Der Wortlaut der Konstitutionen formuliert auch mehr allgemeine Rahmenbedingungen und formale Richtlinien. Inhaltliche Anforderungen, z.B. an die Prüfungen, werden stets den Fachleuten aus Salerno überlassen. Und wenn man bedenkt, daß 1210 eine Synode in Paris das Verbot erteilte, die Schriften des Aristoteles oder die Kommentare dazu weder öffentlich noch geheim zu lesen, und 1231 Papst Gregor IX. dieses Verbot erneuerte, dann wirkt die Lehrfreiheit in Salerno ausgesprochen modern und nicht einschränkend.

Für die Bestimmungen aus Friedrichs gesundheitspolitischem Gesetzgebungswerk gibt es im christlich-europäischen Abendland weder Vorläufer noch Parallelentwicklungen in anderen Staaten, sehr wohl dagegen im arabisierten Spanien. Zum ersten Mal sieht ein christlicher Herrscher in der Gesundheitsfürsorge

einen Bereich, für den er Verantwortung trägt, den er also als staatliche Aufgabe betrachtet. Dies ist nur verständlich aus Friedrichs Auffassung vom Regentenamt einerseits und seinem hohen Interesse an naturwissenschaftlichen Fragen andererseits. Nach seinen eigenen Worten will er damit dem Wohle seiner Untertanen dienen. Und noch die Kommentatoren aus der Anjou-Zeit waren voll des Lobes über seine Medizingesetze.

Außerhalb des süditalienischen Königreichs nahm man nur sehr zögerlich gesundheitspolitische Aufgaben in Angriff, zunächst hauptsächlich in großen Städten.

Heute

Wie wir heute sehen, setzte sich langfristig Friedrich durch, und noch immer sind auch in unserem heutigen System die vor bald 800 Jahren geschaffenen Strukturen des großen Staufers erhalten. Nach den gewaltigen Zeiten des Umbruchs Ende des 14. Jahrhunderts, ausgelöst durch die Pestzüge, wurde die Zeit reif für Rationalität und Aufklärung. Naturwissenschaftliches und medizinisches Forschen entwickelte sich auch in Europa.

In den letzten 100 Jahren etablierte sich ein unglaublich effektives Medizinalwesen. Wir sind weit vorangekommen in den Möglichkeiten, die großen Gesundheitsbedrohungen zu bekämpfen: Vor allem Seuchen und Infektionen, aber auch Krebserkrankungen, Herz-Kreislauf-erkrankungen, Kindersterblichkeit usw..

Die derzeitigen Diskussionen um die Finanzierbarkeit des Medizinwesens lassen eigentlich nur den Schluß zu: Die Medizin ist zu gut geworden, weil das vor fast zweieinhalb Jahrtausenden formulierte ärztliche Ethos ernst genommen wurde! Die heute zur Verfügung stehenden Behandlungsmöglichkeiten sind zu ausgefeilt, um noch für alle bezahlbar zu sein. Der unglaubliche Anstieg der Lebenserwartung in wenigen Jahrzehnten hat uns zu viele alte Menschen beschert. Aber – realistisch betrachtet – ist keine Alternative denkbar. Wobei bei dem Stichwort „Alternative“ fast reflexartig der Begriff der „alternativen Medizin“ einfällt. Jedoch handelt es sich bei Bachblütentherapie, Ajurveda, Homöopathie und wie sie alle heißen

– bei Licht besehen – mehr um Beiträge zu einem Bereich, der in gutem Neudeutsch als „Wellness“ bezeichnet wird, und sicherlich werden dabei auch unbewusste Bedürfnisse nach Magie und Mystik aufgenommen. Die sogenannte alternative Medizin leistet nicht die Spur eines Beitrags zur Abwehr existenzbedrohender Erkrankungen!

Und wie gehen unsere heutigen politischen Führungen mit den Problemen des Medizinalwesens in unserer Zeit um? Die jetzt und in den vergangenen Jahren von politischer Seite formulierten Maßnahmen führten und führen vor allem zu einer Explosion von Bürokratie und Ineffektivität und damit tendenziell von einer Problemlösung weg. Hippokrates, Avicenna und Friedrich II. hätten wahrscheinlich andere Wege gewählt.

Literatur:

Crespi, Gabriele: Die Araber in Europa, Belsers-Verlag, 1992.

Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit
Deutscher Taschenbuch Verlag, 1976.

v. Grunebaum, Gustav Edmund: Der Islam
Propyläen Weltgeschichte Bd. 5
Propyläen Verlag, 1991.

Hunke, Sigrid: Allahs Sonne über dem Abendland, Fischer-Taschenbuch, 2002.

Mayer, Hans Eberhard: Geschichte der Kreuzzüge, Verlag W. Kohlhammer, 1976.

Stürner, Wolfgang: Friedrich II., Primus-Verlag,
Bd. I 1992, Bd. II 2000.

Eid des Hippokrates aus: Institut für Ethik und
Recht in der Medizin, © 1999 - 2003.

Die Kelten waren nicht die Ersten am Rudersberg bei Calw

Erste Ergebnisse neuer Grabungen nach dem Orkan Lothar

Hartmut Würfele, Calw

Der Orkan Lothar, der am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1999 um die Mittagszeit über weiten Teilen Baden-Württembergs und insbesondere über dem Nordschwarzwald ein Meer der Verwüstung anrichtete, verschonte auch den Rudersberg bei Calw nicht. Am Berg und auf der Gipfelkuppe wurden zahlreiche Bäume entwurzelt.

Dietmar Beckmann von der Stadt Calw fand auf dem Rudersberg Anfang Januar 2000, wenige Tage nach dem Sturm, in einem Baumwurflloch zahlreiche Keramikscherben. Ein von ihm hinzugezogener Experte datierte die Scherben in die vorchristliche Zeit. Wenige Monate später fand D. Beckmann dann in einem Wurzelteller einer umgestürzten Fichte eine Pfeilspitze aus Silex. Daraufhin verständigte er Dr. Günther Wieland, Referent für die Vor- und Frühgeschichte beim Landesdenkmalamt Karlsruhe. Zusammen mit Jürgen Gräbel, zuständig bei der Stadt Calw für die Heimatpflege, trafen sich D. Beckmann und Dr. Wieland am Rudersberg, um das weitere Vorgehen zu besprechen, da inzwischen weitere neolithische und andere Funde – ein Kratzer, eine eiserne Fibel, Spinnwirtel, ein Schalenfragment und Keramikscherben – gemacht wurden. Wobei die gestielte Pfeilspitze und der Kratzer etwa aus dem vierten Jahrtausend vor Christus stammen.

Dadurch hat sich das bisher eher spärliche Fundspektrum am Rudersberg beachtlich erweitert. Ein großer Teil des Fundmaterials stammt aus der frühlatènezeitlichen Keramik um 400 v. Chr., darunter befindet sich auch Drehscheibenware. Aber auch aus dem Mittelalter wurden Keramikteile gefunden. Besondere Aufmerksamkeit des Landesdenkmalamtes fanden Scherben rauwandiger Keramik, die in ihrer Machart der sogenannten Donzdorfer Ware entsprechen und aus der frühen Karolinger- bzw. ausgehende Merowingerzeit (7./8. Jahrhundert n. Chr.) stammen. Diese Scherben zählen damit zu den wenigen Zeugnissen der frühen Ausbreitung der mittelalterlichen Besiedlung vom Gäu in den

Schwarzwald hinein. Dies alles veranlasste das Landesdenkmalamt Karlsruhe, die durch die Orkanschäden auf dem Berg gebotenen Möglichkeiten, zu Untersuchungen zu nutzen.

Die Lage des Berges

Am Ostrand des Nordschwarzwaldes liegt ca. 1,5 Kilometer südlich der Stadt Calw in einer Flussschleife der Nagold der Rudersberg, früher auch Rudolsberg oder Rudelsberg bezeichnet. Der Umlaufberg ist 416 Meter hoch; der Gipfel liegt ungefähr 80 Meter über der Talsohle. Die Gipfelkuppe ist länglich geformt und ca. einen Hektar groß. Der Berg ist in westsüdwestlicher Richtung durch einen schmalen Sattel mit der Landschaft des nördlichen Schwarzwaldes verbunden. Die übrigen Seiten fallen steil ab ins Tal



und werden von der Nagold umflossen. Aus Richtung Kentheim kommend liegt der einzige erkennbare Zugang an der Südseite des Sattels bergauf. Der Pfad führt vorbei an den Resten mehrerer ehemaliger am Hang liegender Steinbrüche.

Am Rudersberg ist eine doppelte Wallanlage heute noch gut zu erkennen. Der innere Wall, der auf der Kante des Hanges sitzt, ist fast sechs Meter hoch. Er verläuft entlang der gesamten

Nordseite, wobei er mit zunehmender Länge immer geringer ausgeprägt ist. Etwa zehn Meter unterhalb an der Westseite – zehn Meter breit und bis zu 2,5 Meter hoch – findet sich der äußere Wall. Er verläuft auf einer Länge von 70 Metern parallel zum inneren Wall an der Nordseite und wird dann von einem Waldweg durchtrennt, bevor er weiter schräg den Hang abwärts führt.

Seither Bekanntes

Aus den bisher vorhandenen, recht spärlichen Aufzeichnungen und im Volksmund ist bekannt, dass es sich beim Rudersberg um eine frühere keltische Fliehburg gehandelt hat.

Die Kelten siedelten ab dem 7. Jahrhundert v. Chr. in Süddeutschland. Woher dieses Volk ursprünglich kam, ist bis heute nicht vollständig geklärt. Anders als bei Völkern, die der Nachwelt schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen haben, sind Archäologen und Historiker bei den Kelten auf die Deutung der Ausgrabungen und Beschreibungen anderer Völker angewiesen. Auch waren die Kelten nicht im eigentlichen Sinne als Volk organisiert. Es waren unterschiedliche Stämme, deren Gemeinsamkeit sich in ihrer Sprache zeigte. Ab 300 v. Chr. setzte dann eine ganze Wanderbewegung von keltischen Stämmen u. a. in die heutigen Gebiete Spanien, Teile Italiens, Frankreich, Großbritannien, Irland bis hin zur Türkei ein. Im letzten Jahrhundert vor Christus geht die Hoch-Zeit der Kelten langsam zu Ende, sie wurden von Norden durch die Germanen und von Süden her durch die Römer bedrängt und unterworfen.

Der Rudersberg erlebte seine eigentliche Blüte sicher in der Frühlatènezeit, dem vierten Jahrhundert vor Christus. Aus dieser Epoche stammt auch der weitaus größte Teil des bisher bekannten Fundmaterials.

Noch in der Merowingerzeit war die Besiedlung unseres Raumes, wie die Verbreitung der Gräberfelder und Ortsnamen auf -heim und -ingen belegt, an die Muschelkalkflächen des Gäus gebunden. Nicht abschließend geklärt ist die Frage, warum sich die Kelten, wie Keramikfunde inzwischen eindeutig belegen, zumindest zeitweilig auch auf der anderen Seite

der Nagold, also am Ostrand des Schwarzwaldes, aufgehalten haben.

Nach der Beschreibung des Oberamts Calw von 1860 stand eine zweite Burg, die ebenfalls den Grafen von Calw gehörte, 1/4 Stunde südlich der Stadt auf dem Rudelsberg, einem schön gerundeten Felsvorsprung, um den die Nagold einen hufeisenförmigen Bogen beschreibt. Von der ehemaligen Burg Rudelsberg hat sich nur der Burggraben erhalten.

Wilhelm Mönch führt in seiner „Heimatkunde vom Oberamt Calw“ aus dem Jahre 1925 u.a. aus, dass in die ältere Eisenzeit (900-400 v. Chr.) wohl auch die Anlage der sogenannten Volksburgen fällt. *„Es sind dies hohe, freistehende oder in eine Flussschleife vorspringende Berge, die mit Wall und Graben umgeben wurden. Sie dienten als Fliehburgen bei herannahender Gefahr.“*

Die stattlichste Volksburg des Schwarzwaldes war nach W. Mönch der Rudelsberg zwischen Calw und Kentheim. Er schreibt weiter: *„Der von der Nagold umflossene, nach Osten vorspringende Berg gleicht einer Halbinsel und war deshalb auf 3 Seiten leicht zu verteidigen. Die vierte Seite ist von der Landseite her durch einen 200 m langen, 5,5 m hohen Wall und einen 4 m tiefen Graben geschützt. Vom inneren, eirunden Wallring, der 510 m Länge hatte, sind noch 370 m erhalten. Auf der Südseite, die den steilsten Talhang aufweist, genügte eine Pfahlwand. Dagegen können wir auf der Halsseite (nach Westen) 3 Wallgräben wahrnehmen. Am Passzugang (Fußweg Calw – Kentheim) sind noch Spuren von Sperrwerken zu erkennen. Die Wälle waren als Trockenmauern mit eingelegten Balken gebaut. In mäßiger Tiefe wurden von außen her dicke Holzkohlenstücke gefunden. Die Mauer ist also durch Brand von außen her zerstört worden. Hier fanden sich auch Scherben, die als Zeit der Erbauung die mittlere Hallstattzeit ergeben.“*

Gebäude oder zumindest Ruinen müssen auf dem Rudersberg noch in der frühen Neuzeit sichtbar gewesen sein. Dies lässt sich aus der von Georg Gadner um 1591 angefertigten Karte des „Wiltbader Vorst“ ersehen.



Steine vom Rudersberg sollen übrigens die Bewohner von Calw schon im Dreißigjährigen Krieg zum Wiederaufbau ihrer Häuser nach dem großen Stadtbrand geholt haben. Zu vermuten ist auch, dass Mauerreste für den Bau von Gebäuden in Kentheim und in der Umgebung verwendet wurden.

In den Jahren 1634 und 1692 brannte die Stadt Calw fast vollständig bis auf die Grundmauern nieder. Dadurch wurden auch Akten, Schriftstücke und andere Unterlagen vernichtet, die heute für Archäologen und Historiker eine unschätzbare Hilfe wären bei der Klärung der Frage, ab wann und durch wen der Rudersberg besiedelt war. Leider gibt es hierzu kaum Unterlagen im Archiv der Stadt Calw.

Frühere Untersuchungen

Im Jahre 1921 wurde im Nordwesten durch F. Hertlein der innere Wall untersucht, wobei eine Trockenmauer mit verbrannter Holzkonstruktion festgestellt wurde. Hier fanden sich auch vorgeschichtliche Scherben, so ist z. B. ein Bruchstück eines urnenfelderzeitlichen Henkeltopfes (1200-800 v. Chr.) erhalten. Aus Aufsammlungen sind einige Silexabschläge, zwei vorrömische Scherben und ein Klopstein bekannt.

Bei einer Begehung im Jahre 1969 wurden an der Nordwestseite weitere Scherben gefunden.

In der Vergangenheit wurde hin und wieder auch von Privatleuten auf dem Rudersberg gegraben; nach Presseberichten lag eine Genehmigung der Stadt und der Forstverwaltung hierzu vor. So versuchte ein Calwer im Jahre 1970 mit einer Rute den Standort möglicher Burgreste ausfindig zu machen. Die dann 1971 mit weiteren Bekannten durchgeführte Grabung brachte angebrannte Steine und Holzkohlereste zum Vorschein. Auch soll ein Hohlraum hinter Felsplatten geortet worden sein. Eine wissenschaftliche Bestätigung hierzu fehlt aber.

Grabungen ab 2002

Als Beginn der Ausgrabungen auf dem Rudersberg fasste das Landesdenkmalamt in Absprache mit der Stadt Calw den Monat April 2002 ins Auge. Man rechnete mit einer Grabungsdauer von ca. drei Monaten. Tatsächlich gingen die Grabungen aber bis Ende August und wurden im Jahr 2003 vom 28. April bis Ende Oktober fortgesetzt. Deshalb war man froh, als sich spontan der Schwarzwaldverein Calw bereit erklärte, mit Ehrenamtlichen bei den Grabungen zu helfen.

Mit der sogenannten Einrichtung der Grabung wurde dann am 8. April 2002 begonnen. Die Stadt stellte hierfür einen Baucontainer zu Verfügung und unterstützte, ebenfalls wie auch das Forstamt, die Arbeiten.

Bei der systematischen Aufnahme der Wallanlagen im Jahre 1984 im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg“ war bereits eine rechteckige Struktur von ca. 18 Metern auf 15 Metern dokumentiert worden, die als Rest eines gemauerten Gebäudes angesehen wurde. Ab dem 9. April 2002 wurde mit der Freilegung dieser vermuteten Mauer auf der Gipfelkuppe begonnen.

Die Ausgrabungen wurden von Dr. Günther Wieland und seinem Kollegen Dr. Folke Damminger, Referent für Mittelalterarchäologie, geleitet. Den Einsatz vor Ort koordinierte Helmut Eberspächer. Ihm standen zwei, später drei Grabungshelfer des Landesdenkmalamtes zur Seite.

Hinzu kamen ab 22. April fast täglich zwischen zwei und vier Helfer des Schwarzwaldvereins.



Zuerst musste die Humusschicht des Waldbodens manuell mit Spaten, Hacke, Pickel und Schaufel abgehoben werden. Eine manchmal schwierige und kräftezehrende Angelegenheit war das Entfernen der einzelnen Wurzelstöcke.

Danach folgte das Abtragen des teilweise sehr umfangreichen und breitgestreuten Mauersturzes.

Bereits früh zeichneten sich die Außenschalen einer ca. 80 Zentimeter breiten Mauer deutlich ab. Es handelte sich um eine sogenannte Zweischalenmauer, die in der Mitte mit Sand und Steinen verfüllt war. Der Mörtel hat sich in den Jahrhunderten völlig zersetzt, doch dürfte nach Ansicht der Experten des Landesdenkmalamtes das Zusammenstürzen der Mauer nicht darauf, sondern auf den Raub einzelner Schalensteine zurückzuführen sein. Deutlich zu erkennen war schon bald eine Mauer von rund 15 auf 17 Metern Ausmaß.

In der Folgezeit arbeiteten sich die Helfer Schicht um Schicht und Zentimeter um Zentimeter in Richtung Fundamentkante. Nach dem Abheben des Waldbodens war nicht mehr schweres Gerät gefragt. Mit Spachtel, Küchenmesser oder den bloßen Händen wurden die Mauerreste freigelegt und der Sand oder die Erde mit dem Staubsauger entfernt, damit kein Fundmaterial verloren ging. Teilweise mindestens drei Lagen der Außenmauer, bestehend aus Steinen mit sorgsam behauener Außenseite, konnten freigelegt werden.

Die Arbeiten wurden 2003 mehrere Wochen lang von Praktikantinnen unterstützt, da die Mitglieder des Schwarzwaldvereins wegen der tropischen Temperaturen nur noch sporadisch zur Verfügung standen.

Ein Rätsel bereitete den Experten eine in der Mitte der Hochfläche und innerhalb der Mauern liegende Vertiefung mit fast drei Metern Durchmesser. Punctuell an dieser Stelle durchgeführte Grabungen führten zu keinem Ergebnis. Nur durch Zufall kam des Rätsels Lösung an den Tag: vor mehr als 70 Jahren haben junge Calwer Burschen auf dem höchsten Punkt des Rudersbergs nach Waffen aus früherer Zeit gegraben. Hiervon stammt mit Sicherheit die Vertiefung.

Die freigelegten Grundmauern, als Sockel eines Oberbaus aus Holz oder Fachwerk, weisen auf ein Herrenhaus oder kleinen Adelssitz hin. Diesem Gebäude aus dem späten Mittelalter waren sicher kleinere Hütten oder Behausungen in südwestlicher Richtung vorgelagert.

Bereits im Sommer 2002 wurde an der nordwestlichen Seite zwischen zwei Baumwurzeln mit einem Schnitt durch den inneren Wall begonnen; diese Arbeiten wurden auch 2003 weitergeführt. Dabei bestätigten die zahlreich geborgenen verbrannten Holzreste die



bereits 1921 erkannte Holz-Erde-Stein-Konstruktion. Auch fand sich Keramik aus der Zeit des 4. und 5. Jahrhunderts vor Christus. Deshalb kann das Landesdenkmalamt die Entstehung der ersten Wallschüttung jetzt sicher in die keltische Latènezeit datieren. Im frühen Mittelalter oder beginnenden Hochmittelalter (ca. 11. Jahr-

hundert n. Chr.) wurde der Wall aller Wahrscheinlichkeit wieder genutzt und eventuell mit einer Palisade versehen. Aus dieser Zeit stammt auch ein eiserner Reitersporn, der im Wall gefunden wurde und gerade restauriert wird.

Die frühesten Funde am bzw. auf dem Rudersberg datieren aus der späten Jungsteinzeit und der Bronzezeit. Damit steht fest, dass der Rudersberg bereits ab dem dritten Jahrtausend vor Christus bis ins späte Mittelalter immer wieder besiedelt war.

Ausblick

Wenn die notwendigen finanziellen Mittel zur Verfügung stehen, will das Landesdenkmalamt Karlsruhe in diesem Jahr (2004) noch

einige kleinere Untersuchungen vornehmen, die aber nicht mehr den ganzen Sommer andauern werden. Der Schwarzwaldverein Calw wird zusammen mit Sponsoren zwei Tafeln am Fuße des Berges und auf der Gipfelkuppe anbringen lassen, die über die Besiedlungsgeschichte und die Grabungen informieren.

Der Wall wird nach Abschluss der Untersuchungen wieder mit Erde verfüllt und überschüttet, ebenso wird das freigelegte Gemäuer des Gebäudes mit Aushub bedeckt um das Kulturdenkmal im jetzigen Zustand erhalten zu können. Vielleicht kann die Stadt Calw durch das Anbringen unbearbeiteter Steinplatten die Umrisse oberirdisch kennzeichnen.

Diese Ausführungen können nur einen Zwischenbericht darstellen. Nach Abschluss der Grabungsarbeiten und der vollständigen Auswertung des gesamten Fundmaterials wird deshalb weiter zu berichten sein.

Quellen- und Literaturverzeichnis (Auszug)

Beschreibung des Oberamts Calw, herausgegeben vom Königlich statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1860.

Wilhelm Mönch, Heimatkunde vom Oberamt Calw, Nachdruck der II. Auflage von 1925, Bad Liebenzell 1977.

Jörg Biel, Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern, Stuttgart 1987.

Dr. Folke Damminger und Dr. Günther Wieland, Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002, Stuttgart 2003.

Akten Stadtarchiv in Calw.

Dietmar Beckmann, Stadt Calw, Fundübersicht Rudersberg 2000-2001 und Ausgrabungen 2002, Calw 2002.

Bildnachweise

Dietmar Beckmann, Stadt Calw
Hartmut Würfele

Renovierung der Ruine Waldeck 2000-2001

Horst Roller, Calw-Stammheim

Vorwort

Die Ruine Waldeck steht auf einem Bergvorsprung an der Nagold zwischen Station Teinach und Kohlerstal und gehört zur Gemarkung Calw-Stammheim. Die Burg ist vermutlich seit dem 16. Jahrhundert unbewohnt.

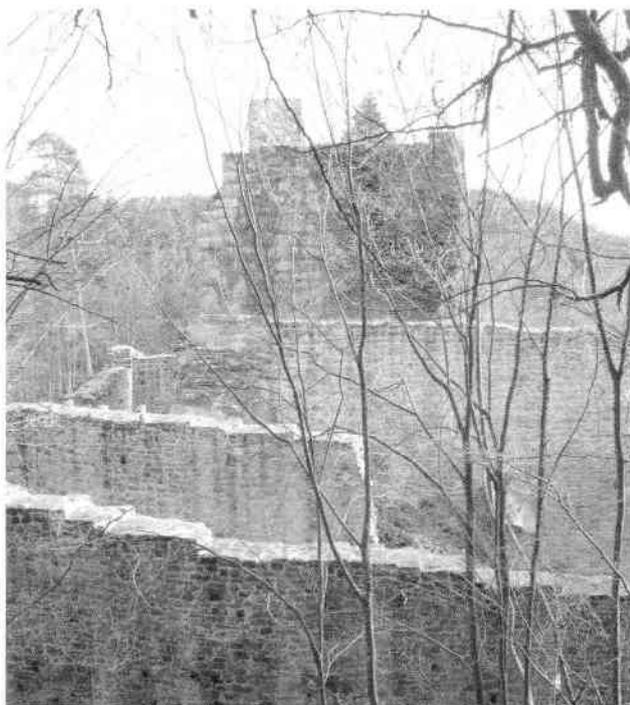


Abb.1 Westansicht der Ruine

Vor der Renovierung war der Zustand der Ruine stellenweise bedenklich, denn das Mauerwerk hatte schwere Schäden und war seit 1993 teilweise mit Holzbalken zusammengespannt.



Abb. 2 Schenkelmauer am Südhang 1995

Ein Bereich drohte am Abhang abzurutschen. Die umfassende Renovierung war dringend erforderlich, deshalb hatten sich auch immer wieder Privatpersonen bei den Ämtern gemeldet. Schriftverkehr wegen der Schäden bzw. Ortstermine zwischen Forstamt, Hochbauamt und dem Landesdenkmalamt gab es ...1975, 1980, 1982, 1987, 1993 und 1999. In den Jahren 2000 und 2001 wurde dann die Renovierung unter der Regie des Staatlichen Vermögens- und



Abb.3 Baustellenbesprechung

Hochbauamtes Pforzheim (Baudirektor Günter Bachmann) und Bauleitung Calw (Dipl.-Ing. Otto Anselm) durchgeführt. Für die statisch-konstruktiven Maßnahmen war das Büro für Baukonstruktionen, Karlsruhe, und für die mineralogisch-chemische Untersuchung der Mörtelproben das mineralogische Institut der Universität Karlsruhe zuständig. Vom Landesdenkmalamt waren die Herren Boeyng und Dr. Dammingen einbezogen. Außerdem wurden geodätische Aufnahmen der Wände durch die Universität Karlsruhe, Herrn Dr. Zieh, hergestellt.

Die Arbeiten an der versteckt im Wald stehenden, aber doch viel besuchten Ruine wurden von wenigen bemerkt. Kein Zeitungsbericht informierte darüber. Die bisherigen Probleme wegen der Sicherheit für die Besucher sind jetzt entfallen und die notdürftigen Flickarbeiten in kurzen Abständen wurden durch die umfassende Sanierung auf längere Zeit unnötig. Im Rück-

blick ist noch zu bedenken, dass die Ruine gerade noch so rechtzeitig gesichert werden konnte, wie in den öffentlichen Haushalten die Finanzierung möglich war. Weil dies gelang, konnte eine langfristige Sperrung der Ruine wegen der Gefahr durch herabfallende Steine verhindert werden. Das soll in diesem Bericht aufgegriffen und die bisherigen Maßnahmen, besonders aber die umfassende Renovierung von 2000/2001, dargestellt werden. Die hier beschriebenen Bau-
 details übersieht der flüchtige Besucher vollkommen, aber dieses „Lesen aus den Stein-
 fugen“ möge den Forschern (nicht den Raub-
 gräbern) weiterhelfen und den Besucher an-
 regen. Denn es gibt bis heute keine überzeugende
 Theorie über das Aussehen der Burg, deren
 Zugang und über die Funktion mancher
 Bauteile.

Die geschichtlichen Zusammenhänge, die Sagen und die weiteren Burgenreste auf dem Berg-
 rücken sind nicht Gegenstand dieses Berichts.
 Zum Schluss sind aber noch Rekonstruktions-
 zeichnungen der Waldeck zu sehen.

Eine Baustelle im Wald

Die Arbeiten wurden im Jahr 2000 von der Firma Bergbau A. Feldhaus, Schmalleberg, ausge-
 führt. Im Jahr 2001 war die Firma Wolfsholz
 Ingenieurbau, Leonberg, am Werk. Diese
 Firmen sind für solche Arbeiten spezialisiert. In
 der kalten Jahreszeit wurde nicht gearbeitet. Es
 waren jeweils drei bis vier Facharbeiter anwe-
 send.

Die Baustoffe konnten von der Station Teinach mit Lastwagen über „Geigerles Lotterbett“ her-
 gefahren werden. Die sehr steile Zufahrt auf den
 Bergvorsprung zur Ruine schaffte ein Radlader.
 1939 wurde noch geschrieben: *„Bei den über-
 aus schlechten Zufahrtsmöglichkeiten (auf stei-
 lem, schlechten Waldweg mit zweirädrigem
 Karren) wird die Arbeit ziemlich verteuert“.*

Auch das Wasser musste hochtransportiert wer-
 den. Ein Stromanschluss für die ständig laufen-
 den Kompressoren wurde gelegt, die auch einen
 Mörtelmischer und Mörtelpumpen mit langen
 Schläuchen sowie die Bohrlafette für die
 Kernbohrungen mit Druckluft versorgten. Die
 Firma Winkler erstellte die Baugerüste, was hier
 keine einfache Sache war. Die Gesamtbaukosten
 beliefen sich auf DM 750 000.-.

Sicherung des Mauerwerks nach heuti- gem Stand der Technik

Das Mauerwerk der Ruine besteht aus den bei-
 den äußeren Schalen mit behauenen Sand-
 steinen, teils aus Buckelquadern.

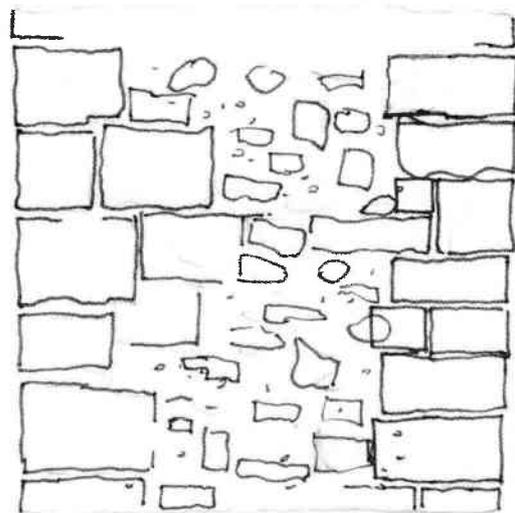


Abb. 4 Das zweischalige Natursteinmauerwerk

Der Zwischenraum ist mit Steinabfall aufgefüllt,
 wobei es Hohlräume geben kann. Die Fugen
 bestanden laut der Laboruntersuchung aus rei-
 nem Kalkmörtel. Im Mauerwerksinnern fand der
 Verfasser auch Lehmörtel.

Einbau von Nadelankern

Zur Festigung des labilen Mauerwerks wurden
 erstens Nadelanker zur Verbindung der beiden
 Mauerschalen eingebracht. Dazu hat man im
 Durchmesser fünf Zentimeter große Kernboh-
 rungen in bestimmten Abständen nach Angabe
 des Statikers horizontal durch die ganze Wand-
 stärke geführt. In diese Bohrlöcher wurden et-
 was kürzere Nadelanker aus Edelstahlge-
 windestäben Durchmesser 12 mm eingebracht,
 beidseitig mit Scheiben und Muttern versehen
 und eine Trasskalksuspension (pumpfähige
 Konsistenz) in die Bohrlöcher injiziert. Sie
 erhielten außen Pfropfen aus Bohrkernstücken,
 so dass heute nur bei genauem Hinsehen die
 Ankerstellen an einer kreisrunden Fuge zu
 erkennen sind. Die verbrauchte Länge an diesen
 Nadelankern betrug circa 200 laufende Meter
 (lfdm). Ein Teil davon waren sogenannte Cintec-
 Anker, die zusätzlich ein Strumpfgewebe um

den Anker erhielten, um das schnelle Abfließen der Mörtelsuspension in Mauerwerkshohlräume zu verhindern.

Verpressung und Ausfugung mit Trasskalk

Eine weitere Maßnahme war die großflächige Stabilisierung des Mauerwerks zwischen den Nadelankern. In bestimmten Abständen wurden horizontale Bohrungen, die nicht durch die ganze Wandstärke gingen, eingebracht. Über einen Injektionsstutzen und Schläuche konnte dann das Mauerwerk mit der Trasskalksuspension verpresst werden, die unter Druck im Mauerwerk weiterfloss und die Hohlräume füllte. Bei solchen Arbeiten besteht immer die Gefahr, dass der Mörtel weit entfernt unbemerkt austritt. Das war hier zum Glück nicht der Fall. Mit der Verpressung wurde unten am Mauerwerk begonnen, ein Druck von zwei bar nicht überschritten und jeweils zwei Tage Pause zum Erhärten eingehalten. Für diese Position, ohne die übrigen Verpressungen, wurden 500 Säcke zu je 40 kg Trasskalk verbraucht; das ergibt im Gesamten 20 Tonnen. Normaler Zementmörtel sollte aus mineralogischen und konstruktiven Gründen hierfür nicht verwendet werden.

Ein besonderer Schwachpunkt sind immer die Mörtelfugen, in die Wasser und Wurzeln eindringen und so das Mauerwerk zerstören. Diese wurden sechs Zentimeter tief ausgekratzt und das lose Mauerwerk neu aufgemauert. Vor allem das Herausziehen der vielen feinen Efeuurzeln war eine mühsame Arbeit und nicht immer vollständig möglich. Zur besseren Haftung des Fugenmörtels wurden die Steinflanken mit Hochdruckwasser gesäubert. Der Trasskalk-Fugenmörtel wurde nicht von Hand mit der Fugenkelle, sondern auch im Hochdruck-Spritzverfahren eingebracht. Das hat den Fugen eine nicht zu überbietende Dichtigkeit verliehen. 2460 Quadratmeter Wandfläche wurden so verfugt mit Ausnahme der Palas Südseite und der Ostzwingerwand. Verfugung und Säuberung der Mauerwerksoberflächen sind so aufeinander abgestimmt worden, dass das Mauerwerk durch die Kalkmilch keinen lange anhaltenden Schleier zurück behält.



Abb.5 Säubern bzw. Sandstrahlen der Fugen unter Hochdruck. 2001.

Beschreibung der Bauteile

Durch jede Renovierung werden ursprüngliche Teile wie Geländeoberflächen, Mauerwerk und Mörtelfugen verändert. Ursprünglicher Mörtel beweist Originalmauerwerk. Durch behutsames Vorgehen wurde hier jedoch versucht, die Eingriffe zumindest nachvollziehbar zu machen, was für den Bauforscher wichtig ist. Nach Aufstellung der Gerüste konnten jetzt auch Bereiche eingesehen werden, die sonst nie zugänglich oder durch den starken Bewuchs verdeckt waren.

Im folgenden Rundgang durch die Ruine, der dem Vorstellungsvermögen des Lesers einiges abverlangt, werden die renovierten Bauteile beschrieben, die auf dem Grundrissplan mit Buchstaben bezeichnet sind. Die Lage der Bilder ist im Plan mit Zahlen vermerkt. Zuerst trifft der Besucher auf den Rundturm (A) am Burgzugang. Seine Funktion war die Sicherung einer Ecke der inneren Zwingermauer. Aus dem



Abb.6 Auskratzen der Fugen. Im Hintergrund ein Bauaufzug. 2001

Jahr 1939 existiert noch ein Kostenüberschlag des Bezirksbauamts Calw über Instandsetzungen für 3100.- RM, „die sofort in Angriff genommen werden müssen“. Es handelte sich u.a. beim Rundturm um die „Instandsetzung der Mauerkronen durch Abnehmen der losen obersten Steinschichten und Neuverlegung, Abdichten gegen Regen- und Schneewasser und Abdecken des Mauerwerks mit Rasen“. Der das Mauerwerk zu schützende aufgebrachte Rasen hat vermutlich auch zum starken schädigenden Bewuchs geführt. Aber auch senkrechte Wandflächen wurden davon nicht verschont.

1987 wurde am Rundturm ein 1 x 5 Meter großes Mauerstück an der Nordseite, das sich bedenklich vorgewölbt hatte, durch die Fa. Weissinger, Zavelstein erneuert.

Geht man am Rundturm südlich weiter, gelangt man durch das Törchen (B) in den westlichen Zwinger. Dort fällt der Blick auf die Reinhard-Gedenktafel (C). Gleich rechts von ihr brach im

Frühjahr 2000 ein großes Wandstück (D) heraus. Diese im Bogen verlaufende Wand steht geneigt, aus diesem Grund kippte die äußere Schale nach außen. Vom Statiker mussten deshalb zwei Felsanker (Bild 9) angeordnet werden. Die Fotos (8-11) zeigen das torkretierte (mit Mörtel angespritzte) Füllmauerwerk, die Bohrlafette und das Steuergerät für die Druckleitung während des Bohrens und des Injizierens von Mörtel. Weil der Bohrer in einen großen Hohlraum des zerklüfteten Sandsteinfelsens stieß, musste vom Hohlraum aus ein Schutzrohr (13)



Abb.7 Überwachsene Mauern mit dem Rundturm Mitte oben. 1995.

eingezogen werden. Damit der Verpressmörtel nicht in weitere nicht einsehbare Hohlräume einfluss, lies man den Mörtel durch Arbeitspausen erhärten und setzte danach die Arbeiten fort. Die beiden 10 bis 13m langen Felsanker ziehen je eine Stahlplatte gegen die nach außen geneigte Wand und die zusätzlichen Betonquader. An dieser Wand sind Kragsteine zu sehen, welche auch wieder eingebaut wurden. Sie dienen



Abb.8 Heruntergefallene äußere Mauerwerksschale hinter dem Gerüst.

ehemals als Auflager für ein Deckengebälk oder ein Pultdach.

Wir gehen jetzt um diese Wand herum und über die auf Trümmern sitzende Treppe (E) hoch. Am Wandende befand sich ein Tor. Der Torflügel schlug in die Mauernische (F). Von dieser ist nur das obere Ende zu sehen, dies ist der Beweis dafür, dass wir auf herabgefallenen Steinen stehen.

Gleich gegenüber liegt der oben genannte große Hohlraum in Richtung Bergfried. Die Fotos zei-



Abb. 9 Bohrlafette durch Druckluft gesteuert beim Bohren der Felsanker. Links die abgedeckte Gedenktafel.

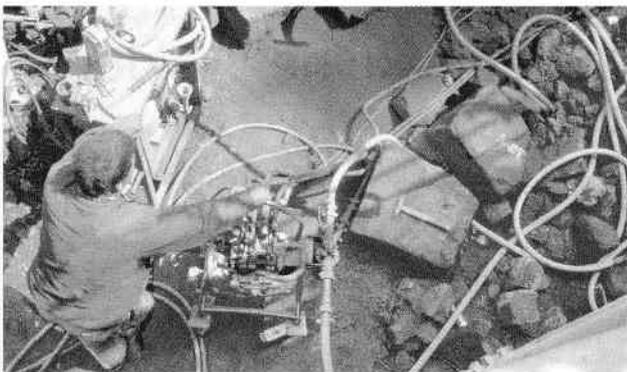


Abb. 10 Am Druckluftsteuergerät für die Bohrlafette



Abb. 11 Am Manometer wird das Fließen des Mörtels durch den Betonquader hindurch überwacht

gen die inzwischen zugemauerte Öffnung (12) und das unten in der 3,5 Meter tiefen Felsspalte verlaufende Schutzrohr eines der Felsanker (13). Für Jugendliche war dieses Loch ein Hauptanziehungspunkt, denn hier konnte man „in den Fels sehen“. Aber die verschiedenen engen Felsspalten dort unten führen nicht weiter. Zwischen der Vormauerung und dem Fels gibt es auch Hohlräume und labile hängende Steine (G).

Nun gehen wir weiter in den Innenhof (H). Im hinteren Bereich (15) stand ehemals ein

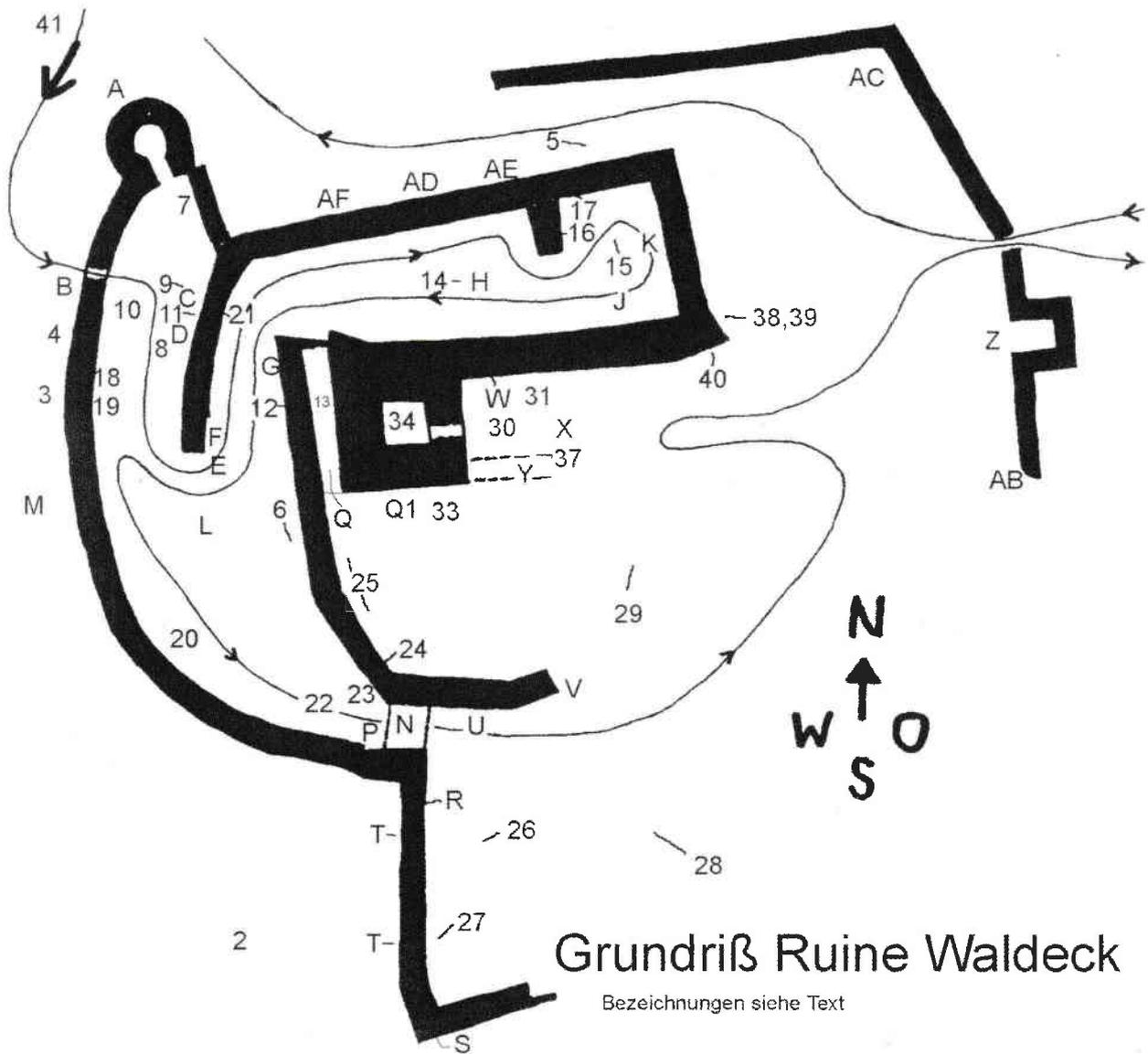


Abb. 12 Leider ist hier kein unterirdischer Gang zu finden. 1965. Heute zugemauert.

Gebäude, jedoch ist kein Dachanschluss an der 17 m hohen Palaswand zu finden (J).

Unter dem Mauerstummel wurde vor Jahrzehnten wild gegraben, das Loch aber 2001 wieder vollständig zugefüllt. Unter dieser Mauer verbirgt sich eine Tür mit Segment- und Rundbogen. Das ist wohl kaum der Keller, denn wir stehen auch hier auf meterhohen Trümmern eines Gebäudes. Die Konsolsteine an der Ostmauer markieren das Deckenaufleger des Gebälks (K).

An der Nordmauer sind ein einzelner Buckelquader und links darüber ein für ein Holz ausgehauener Stein zu erkennen (17). Ein ähnlicher Stein mit einer Aussparung befindet sich in der



hochliegenden Fensternische der Palaswand. Diese Steine sind Zweitverwendung. Denn sie passen nicht zum übrigen Mauerwerk und sind vermutlich beim Wiederaufbau der Burg nach der Zerstörung im Jahr 1284 den Trümmern der älteren Bauphase (Bergfried, Palas) entnommen worden. Es ist auch möglich, dass bei einer späteren Renovierung solche Steine an diese Stelle gesetzt wurden.

Nun gehen wir zurück in den Westzwinger (L). An der Außenwand sind Stufen zu erkennen, dazu schrieb F. Niethammer 1987 an das Landesdenkmalamt: „An der Zwingermauer sind die in die Mauer eingeschobenen Treppenstufen herausgebrochen und haben ein großes Loch unterhalb der Mauerkrone hinterlassen.“ Diese Kragstufen führten hinauf auf den Wehgang

und wurden durch heruntergefallene Steine und wohl später vollends abgeschlagen. Interessant ist dort die Mauerverschwächung.

Aussparungen im Mauerwerk für Gerüsthölzer oder für Holzteile im Zusammenhang mit einem aufgesetzten Wehgang aus der Zeit der Erbauung der Burg fallen besonders auf. Ehemals war die Mauer einige Meter höher. Die Trümmer dürften außen im ehemaligen Graben (M) liegen, der zum Teil bis an die Schießscharten herauf mit Gebäudeschutt aufgefüllt ist. 1987 war die Wand wegen herabgefallener Steine repariert worden. 2000 mussten auch hier die obersten Steinschichten wegen der Wasserdichtigkeit erneuert werden. Die losen Steine wurden zuerst auf das Gerüst gesetzt und dann wieder neu in der Mauerkrone verlegt und mit einer Mischung aus Trasskalk und wenig Trasszement ausgefugt.



Abb. 13 Blick nach unten auf das Rohr um den Felsanker im Hohlraum einer von mehreren Felsspalten.



Abb. 15 Der Innenhof von oben, 2001



Abb. 16 Der Mauerstummel vor der Renovierung 2001. Unten ist noch der Segmentbogen der Türe als dunkler Streifen zu sehen.



Abb. 14 Der Innenhof mit dem Mauerstummel und Kragsteinen an der Ostwand, nach der Renovierung. Rechts die Palaswand- Außenseite.

In unserem Rundgang geht es jetzt weiter nach unten zum Torturm (N, 22). Er besitzt zwar kaum Wände, die an einen Turm erinnern, wurde aber immer so genannt.

Vom Zwinger aus betrachtet befindet sich links (23) der bergseitige ältere Bauabschnitt und rechts der neuere (P). Zum neueren Teil gehört auch das Tonnengewölbe, das linksseitig später



Abb. 17 Nordmauer im Innenhof mit auffallendem Buckelquader und Auflagerstein vor dem Ausfugen 2001

„angesetzt“ wurde, was auch an der missratenen Form ersichtlich ist.

Wenn 1939 bei den Arbeiten am Torturm im Leistungsverzeichnis aufgezählt wurde: „Grabarbeiten zur Freilegung des Tonnengewölbes (5 cbm) [lag Schutt darauf?], Einbringen von Lehrbogen samt Schalung (16 qm) und ausmauern und auswerfen der Fugen des Gewölbes (11 qm)“, dann müssen dort die Schäden schon erheblich gewesen sein. War der Originalzustand damals noch zu erkennen?



Abb. 18 Westzwingermauer während der Bearbeitung. Von rechts unten nach links oben sind die abgeschlagenen Stufen zu erkennen. 2000 .



Abb. 21 Westzwinger beim Törchen nach Abschluss der Arbeiten 2001. Im Vordergrund die „Gedenktafelwand“

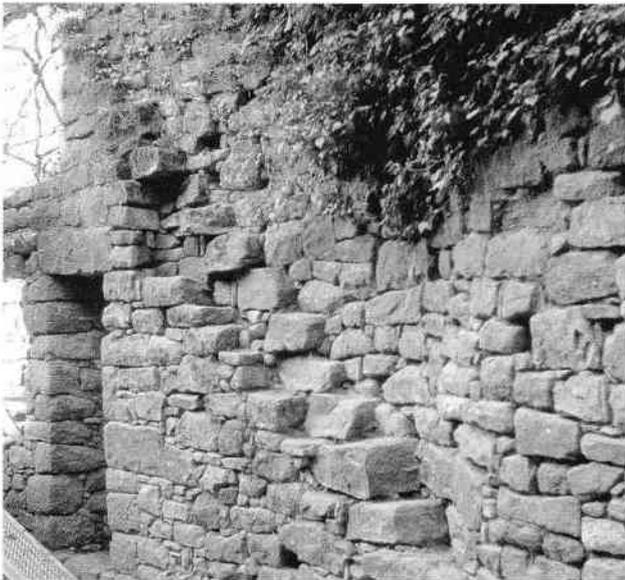


Abb. 19 Im Westzwinger. Das Mauerwerk mit den Treppenstufen, Bild wie zuvor, ist vom Bewuchs befreit, ausgezwickelt und mit noch offenen Fugen.



Abb. 22 Blick auf den „Torturm ohne Turm“ mit seinen Rätseeln. Stand die vierte Wand des „Turms“ davor? In der linken Wandhälfte wird eine frühere Öffnung vermutet.



Abb. 20 Westzwinger, beim Neuaufsetzen der zerstörten Mauerkrone.

Bei der Renovierung 2000 machte bezüglich dem Mauerwerk über dem Tor ein Facharbeiter auf folgendes aufmerksam: Das Mauerwerk

über dem Tor (22) habe viel zu regelmäßige Fugen. Ein Stein rechts oben wurde wegen des großen Gewichtes bei der Renovierung sogar gespalten (jetzt ausgefugt). Hier wurde also neu aufgemauert oder ausgebessert, nach dem der „Höcker“ über dem Tor (27) heruntergestürzt war. Außerdem fiel ihm auf der anderen Wandseite (24) eine durchgehende Fuge am unteren Ende der dortigen Kragtreppe (25) auf. Diese durchgehende Fuge lässt auf eine inzwischen zugemauerte Öffnung schließen, von der wir nicht wissen, wann sie geschlossen wurde. Der Durchschlupf diente vermutlich als Zugang zum Wehgang über dem Tor. Dazu waren auch die Kragsteine auf beiden Wandseiten erforderlich, wenige sind noch zu erkennen. Die Wehgänge mussten alle untereinander verbunden sein, um schnell an jede Stelle zu gelangen. Bemerkenswert ist dazu eine Passage aus „Ritterburgen und



Abb. 23 Linkes Gewölbeauflager des Torturms, das nicht passt. Kragstein Mitte ganz links, darunter unten links vorstehende Mauer, der das Fundament fehlte. War das Gewölbe früher tiefer für ein zweites Tor? Oben Mitte könnte sich der Durchschlupf befunden haben.



Abb. 24 Ostseite der Wand 25 mit der durchgehenden Fuge unten Mitte. Meist zugewachsen. Rechts unten beginnt die 50 cm breite Kragtreppe.



Abb. 25 Die Kragtreppe führte zum Wehrgang (Q) hoch. Zum Felsplateau (Q1) fehlt das Podest.

Burgschlösser im Königreich Württemberg“ 1828. A. Koch schreibt hier über unsere Burgruine:

„Der Burgmantel (6, 25) hat die bequeme Einrichtung gehabt, dass in demselben durch angebrachte Staffeln vom Schlosstorbogen (N?) an bis in die Hauptfeste zu kommen war. Noch vor 5 Jahren (1820), wurde es mir möglich, durch diese in den Burghof zu kommen,“ (er meint wahrscheinlich den Felsen (Q1), auf dem der Bergfried steht und von dem aus ein Zugang zu dem Palas vorhanden war) „aber jetzt im Jahr 1825 wurde es mir unmöglich. Mehrere Staffeln haben zwar schon zu jener Zeit gefehlt, aber gerade vier Tritte, die unmittelbar durch eine enge Pforte führen (23, 24?), sind entweder absichtlich zerstört worden, oder sind durch das verderbliche Einwirken des Regenwasser unbrauchbar geworden...“. War diese Stelle hier oder wo sonst?



Abb. 26 Schenkelmauer am Südhang mit Schießschartengalerie. Sicherungen aus Hölzern gegen das Auseinanderbrechen, 1995.

Nun sehen wir uns den Torturm von außen an. Direkt vor dem Tor lag – als Folge des Einsturzes? – bis 1971 ein großer Steinhaufen. Linksseitig ist an der durchgehenden Fuge (R) ein weiterer (dritter) Bauabschnitt zu erkennen. Dieser Abschnitt ist die Schenkelmauer mit mehrstöckiger Schießchartengalerie am Steilhang hinunter (26, 28). Sie hatte wohl durch die Witterung oder schlechtere Steine extrem abgesandete und ausgewaschene Fugen und Brüche (durch Frost?) über den Schießscharten. Provisorisch war sie mit Holzbalken zusammengespannt. Gegen das Abrutschen am Steilhang erhielt die Mauer nicht nur quer, sondern auch längs ins Mauerwerk eingebrachte 10 bis 13 Meter lange Edelstahlanker vom Typ Gewi mit Durchmesser 28 mm, insgesamt 40 laufende Meter Stahl. In beträchtlicher Höhe (S) musste dazu die Bohrlafette am Gerüst montiert werden um Bohrungen von 10 Zentimeter Durchmesser herzustellen. Abgebrochen und neu aufgemauert wurden hier 30 Kubikmeter aus der Mauerkrone (T).

Rechts vor dem Torturm ist eine Mauer mit Schießscharte (U) zu sehen, obwohl die Mauer im Innern der Burg liegt. Dies zeigt, dass diese Wand schon bestand, als die Bauteile 2 und 3 (20 und 26) angefügt wurden. 1939 erneuerte man die Mauer (U) wegen Schiefstellung. Dass sie nicht original ist, zeigt auch der unvollständige halbe Entlastungsbogen über der Schießscharte und der flachliegende Türgewändestein (V), mit dem die Mauerkrone am Wandende abgedichtet wurde.

Nun gehen wir weiter auf dem Fußweg Richtung Osten und dann nach links zur Palaswand, auch



Abb. 28 Das höckerartige originale Mauerwerk am Torturm, ohne Schießscharte! Zeichnung Schwenk, Schramberg, vor 1925, aus Mönch Heimatkunde.

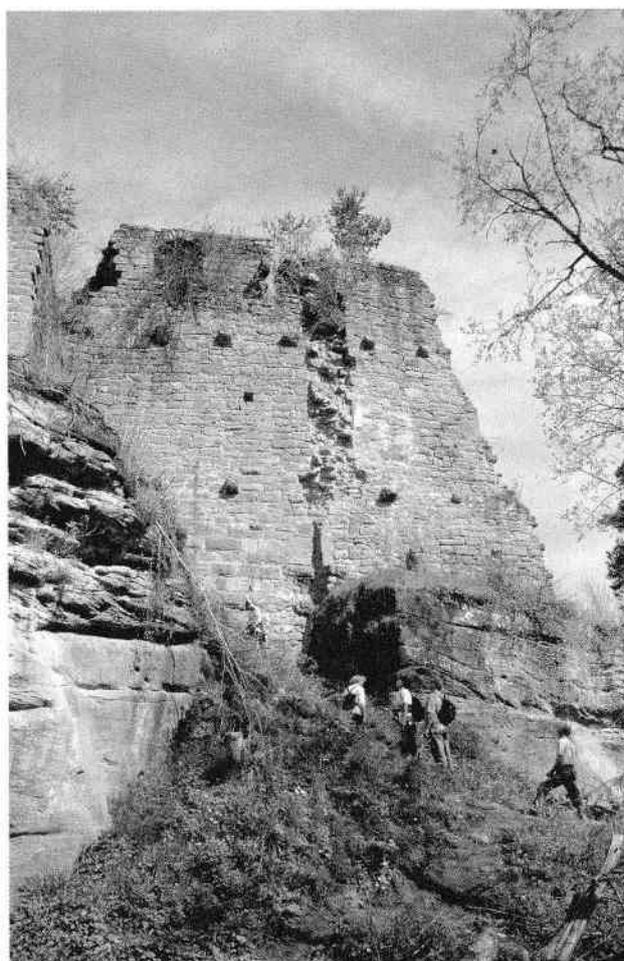


Abb. 29 Blick auf die Innenseite der übriggebliebenen nördlichen Palaswand 2001 vor der Renovierung. Der weiße Putzrest war früher wesentlich größer. Die beiden Konsolsteinreihen zeigen eine Stockhöhe von fünf Metern an.

Schildmauer (29) genannt. Diese hohe Wand war die Nord-Innenseite des Palas (Wohnhaus). Bei der Renovierung mussten hier nur wenige Fugen ausgebessert werden mit Ausnahme der darin eingelassenen Fensternische und der Mauerkrone. Auf dem Boden der Fensternische (30) fand der Verfasser kleine Scherben des früher üblichen Waldglases. Am linken Wandende (W) war das Mauerwerk in gefährlich lockerem Zustand.

Diese Stirnkante ist jetzt neu ausgemauert. Die beiden horizontalen Kragsteinreihen (Konsolen), die auf dem Bild in der großen Fläche der Palaswand (29) gut zu erkennen sind, dienten als Schwellenaufleger unter den Deckenbalken. Auf Grund ihres senkrechten Abstandes betrug die Geschosshöhe von Oberkante Decke zu Oberkante nächster Decke stolze fünf Meter!

Es ist auffallend, dass der Fußboden der Fensternische 1,15 Meter höher liegt als die

Kragsteine, auf denen Schwelle und Gebälk aufgelegt wurden. Dadurch entstand eine hohe Stufe, wohl mit der Absicht, dass Kleinkinder nicht so leicht in die Fensternische gelangen konnten.

Die südliche und östliche Außenwand des Palas, (siehe Bild 42) hatte wahrscheinlich schwächeres Mauerwerk und im Vergleich eine größere Anzahl von Fensteröffnungen. Sie liegt vollkommen in Trümmern. Die Westwand war der Bergfried (34). Auch an ihm wurden früher

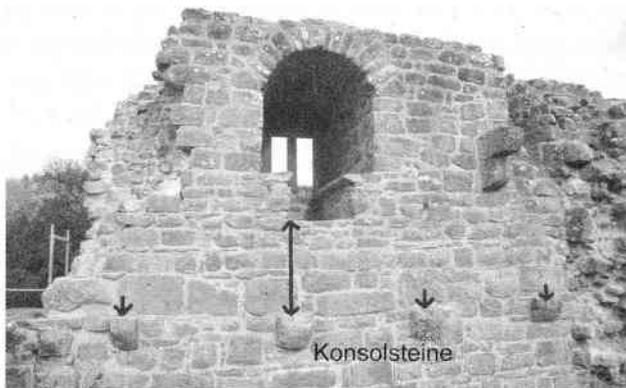


Abb. 30 Wie zuvor, aber ausgebesserte linke Stirnwand und Fensternische nach der Renovierung 2001. Großer Höhenunterschied zwischen Nischenboden und Decken-Kragsteinen.

Wandausbesserungen ausgeführt, dies ist an den kleinen Steinformaten im Gegensatz zu den Buckelquadern zu erkennen (31).

Die Mauerkrone des Bergfrieds ist in den 50er Jahren ebenfalls abgedichtet worden. Sie erhielt danach eine Erd- oder Rasenauffüllung. Mit der Zeit siedelten sich Kiefern und Büsche an. Das weggeräumte Erdmaterial liegt jetzt auf dem Steilhang vor der Palaswand (X).



Abb. 31 Südostecke des Bergfrieds. Links Buckelquader, rechts Ausbesserung (Jahr ?) mit kleinformatigen Steinen.



Abb. 32 Blick auf den Bergfried und dessen dichter Bewaldung im Jahr 2000. Mitte: Schutzgerüst im Turmschacht.

Ein wesentlicher Punkt bei den Nachforschungen ist die Frage, wo die eingestürzte südliche Palaswand gestanden hat.

Eine gefährliche Absturzstelle an der Bergfriededecke auf dem Felsplateau (Q) wurde 2001 mit einer kleinen Sperrmauer (34) unzugänglich gemacht. Unter der geplanten neuen Mauer vermutete der Verfasser alte Mauerreste in der Erde auf der Felsplatte. Solche Reste fanden sich dann auch. Sie waren nur noch zwei Schichten hoch und lagen an der Felsvorderkante (Y). Somit können wir annehmen, dass die frühere Südwand des Palas in der Verlängerung des Bergfrieds und der neuen Sperrmauer verlief.

Nun sehen wir die andere Stirnseite der Palaswand an, das östliche Wandende (35).

1975 forderte das Forstamt Calw u.a. das „Unmöglichmachen des Erkletterns der Stirnmauer durch Herstellung einer genügend hohen glatten Mauer am Fuße dieser Stirnmauer. Ebenso in der Mitte dieser Mauer“. Anlass dafür war folgender Vorfall: Eine Schulklasse

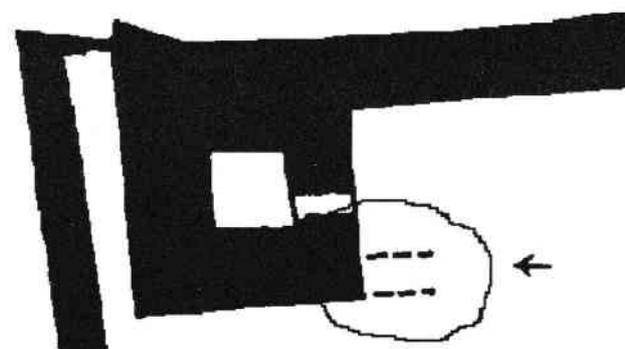


Abb. 33 Der Bergfried mit dem angedeuteten Wandanschluss der südlichen Palaswand



Abb. 34 Bergfried mit der neuen Sperrmauer links von 2001. So schloss die ehemalige viel dickere südliche Palaswand an. Die dunkle Verfärbung rührt vom Regenwasser her. Ist die Öffnung im Bergfried neu?

vom Kinderheim in Stammheim besuchte im April 1975 die Burgruine Waldeck. Ein Junge stieg an der Stirnkante hoch. In beträchtlicher Höhe geriet er in Panik und konnte auch auf das Zureden der Lehrerin nicht mehr heruntersteigen. Die zu Hilfe gerufene Feuerwehr blieb mit ihrer Drehleiter im steilen Waldweg stecken. Erst ein Förster konnte mit seiner Steckleiter den Jungen nach Stunden herunterholen.

Vor allem sind noch eine Sitzbank und das seitliche Gewände dieser Fensterische (36,37), ähnlich der noch vorhandenen, zu erkennen. Das zeigt auf, dass die Palaswand hier noch nicht geendet hat.

Der Rundgang führt jetzt hinüber zum Viereckturm Z an der östlichen Zwingermauer. Links davon sind auch wieder abgeschlagene Kragstufen zu sehen, die zu einem Wehrgang hoch führten. Auch ein herausstehendes verwittertes Kantholz ist noch vom ursprünglichen Baugerüst zu erkennen. Wegen seines geringen Durchmessers war es aber für eine dendrochronologische Untersuchung (Fälldatum auf Grund der Jahrestingabstände) nicht zu gebrauchen. Rechts, am süd-

lichen Wandende, fällt die jetzt freigelegte tiefliegende Schießscharte (AB) auf. Sie beweist, dass auch hier meterhohe Steintrümmer liegen. Wer weit östlich davon am Berghang den alten Zugangsweg gefunden hat, muss zu dem Schluss kommen, dass hier (bei AB) einmal ein Eingangsbauwerk gestanden haben muss.

Wir gehen zurück zum Rundturm (A). Vorher sehen wir noch rechts eine von Efeu überwucherte Zwingermauer (AC). Im Sommer bietet die Wand einen schönen Anblick und das Efeu ist voll summender Bienen. Aber die Fadenwurzeln befinden sich auch im Innern der Wand und zerstören sie im Laufe der Zeit. Die andere, linksseitige Mauer, ist etwa in der Mitte und in Richtung Rundturm kein Originalmauerwerk mehr. In den fünfziger/sechziger Jahren hat die Firma Volz aus Altbulach dort ein „scheunentor großes“ Loch (AD) wieder geschlossen. Der hier zu sehende Bauch wurde 2001 besonders vernadelt, was an den Fugenringen in den Steinen zu erkennen ist. Die auffallenden Quader übereinander, unten mit Steinspaltung und Unregelmäßigkeiten (AE) aus späterer Zeit, scheinen vom genannten Gebäude im Innenhof herzurühren.

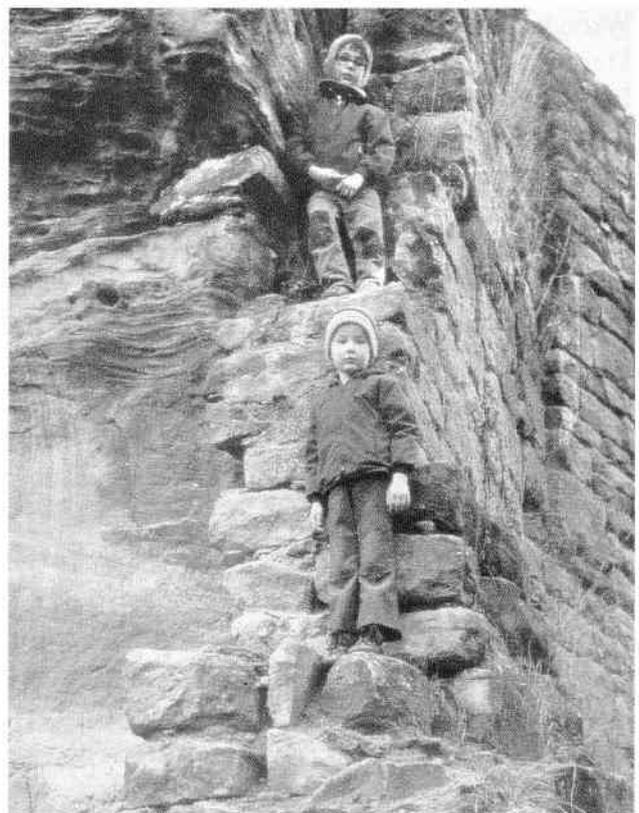


Abb. 35 Am Fuß der ungeglätteten Stirnkante der Palaswand 1975. Foto: Reinhold Schäffer



Abb. 36 Sitzbank in der Fensternische auf halber Höhe am östlichen Ende der Palaswand. Blick von Nordost.

Es ist auch anzunehmen, dass die Ruine in früherer Zeit als Steinbruch genutzt wurde. Auf der Federzeichnung von Luz (38) fällt die schräg heruntergezogene Wand und die Lücke

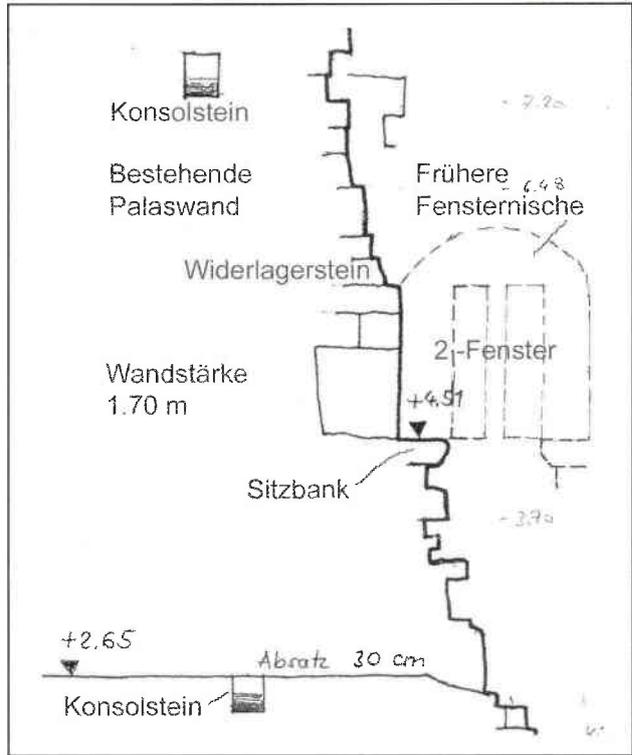


Abb. 37 Palas-Wandende Ost mit angedeuteter mutmaßlicher Fensternische von Süden gesehen, 2001.

zum Rundturm auf. Die Steine wurden zum Hausbau benötigt, und der Abfuhrweg lag nicht weit. Diese Wand muss nach 1912 wieder aufgebaut worden sein (AD, AF).

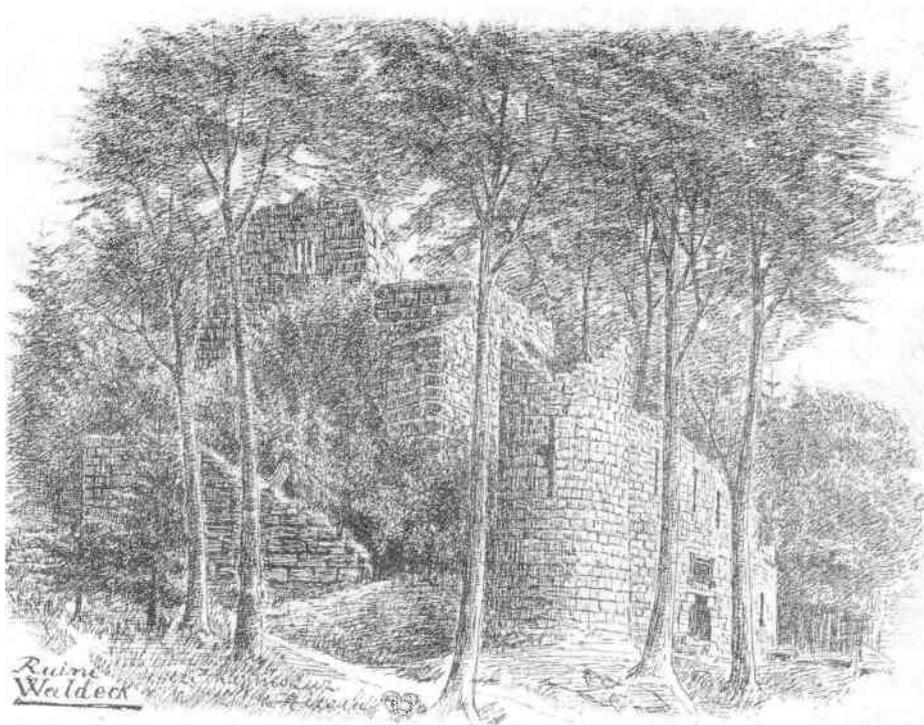
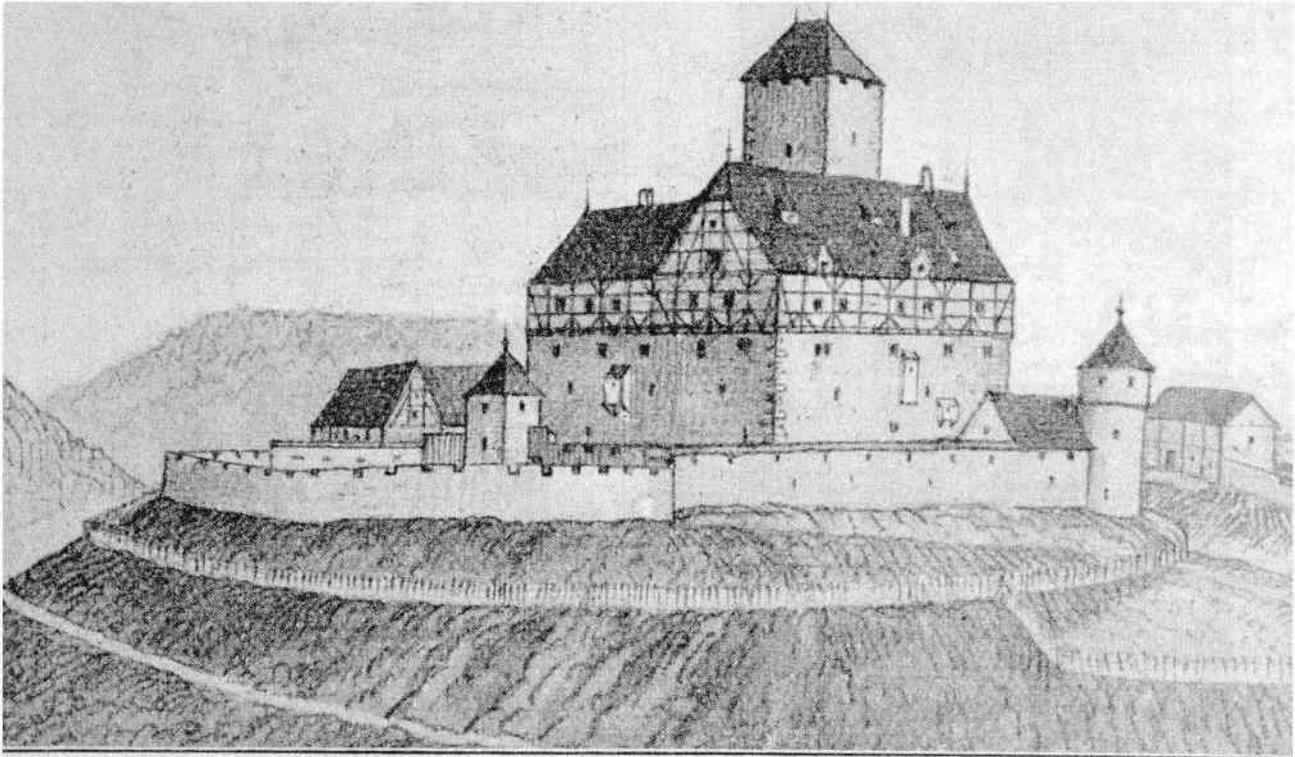


Abb. 38 Die Waldeck vom heutigen Zugang her. Auffallend gegenüber heute ist links die schräg abfallende und inzwischen wieder aufgemauerte Wand. Auch der Schuttkegel links des Rundturms tritt hervor, ebenso fällt die anders geformte Oberkante des Rundturms auf. Zeichnung Johannes Luz, Hirsau, vor 1912.

Rekonstruktionen: Grundrisse und Gebäudeansichten



Burg Waldeck, mutmaßliche Ansicht von Norden.

Abb. 39 Die Nordostansicht von K. A. Koch, wie sie nie aussah, rechts Rundturm, links Viereckturm

Zum Schluss wird es den Leser interessieren, wie die Burg vor ihrem Verfall ausgesehen hat. Das kann hier nicht ausführlich dargestellt werden.

Burgenforscher K. A. Koch veröffentlichte in den Schwarzwaldvereinsblättern 1925 Gebäudeansichten der Burg, eine davon zeigt Bild 39. Auf dieser sauberen Zeichnung sitzt der Palas fälschlicherweise über Bereich B, siehe Grundriss Bild 40. Der Palas, das Hauptgebäude, muss aber gegen den Bergfried (Turm) stoßen.

Aus dem Grundriss ist auch ersichtlich, dass Koch einen Anbau winkelförmig ansetzt, nämlich den Bereich C im Grundriss.

Koch ist wohl um 1925 wegen seiner Zeichnungen kritisiert worden. Hat er deshalb eine neue Version herausgebracht, die nur im Calwer Stadtarchiv existiert? In Abbildung 41 ist eine dieser Ansichten zu sehen. Dort stößt der Palas richtig gegen den Bergfried. Dagegen stimmen jetzt Rundturm und die niederen Nebengebäude bei C nicht.

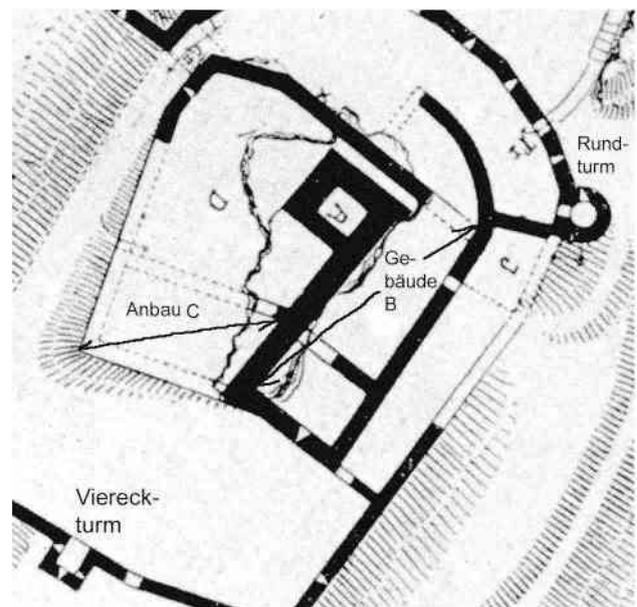


Abb. 40 Der Grundriss von Koch passend zur obigen Abbildung gedreht.

Da dürfte der Grundriss des Forschers Näher in seiner Bauaufnahme von 1820 schon eher der realen Situation nahe kommen mit Ausnahme der beiden Innenwände, siehe Bild 42.

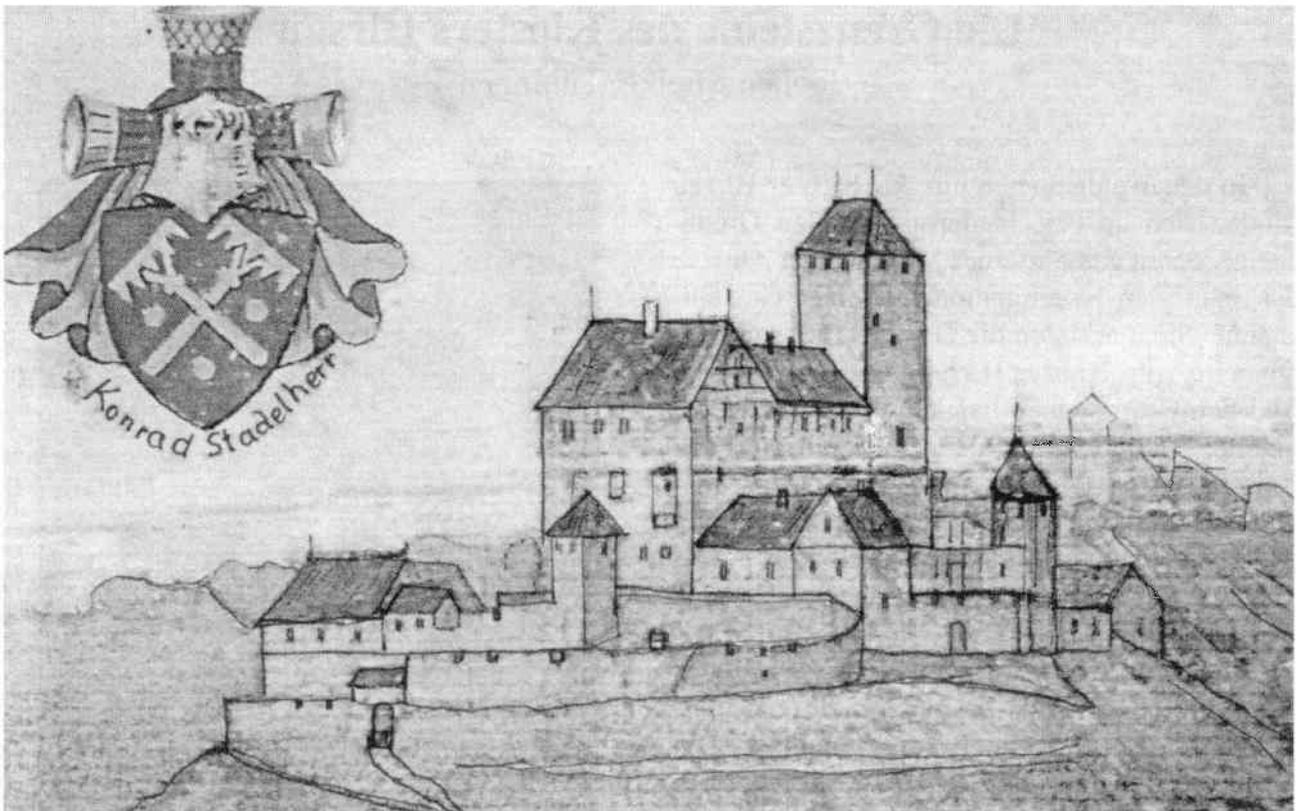


Abb. 41 Die verbesserte Nordostansicht von K. A. Koch: Der Palas aus einem winkelförmigen Gebäude stößt gegen den Bergfried. Rechts Rundturm, links Viereckturm.

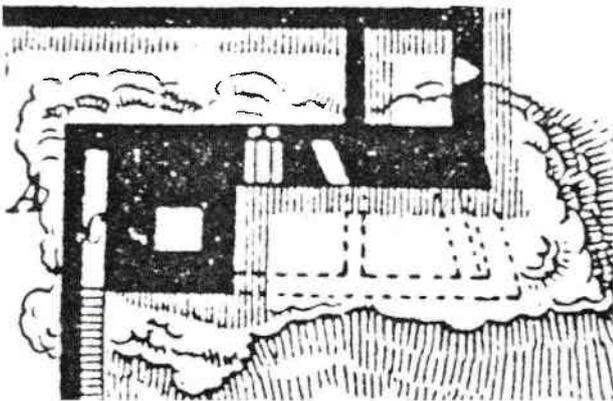


Abb. 42 Grundriss des Palas von Näher

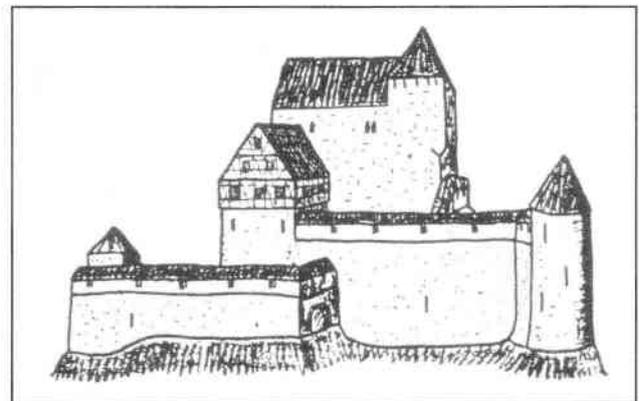


Abb. 43 Nordansicht von Friedrich Niethammer. Links außen Viereckturm, rechts der Rundturm.

Zu welcher verschiedenen Ergebnissen die Forscher kommen, zeigt die Nordansicht des Heimatforschers Friedrich Niethammer. Sein Beitrag zur Ruine wurde im Jahrbuch des Landkreises Calw, Band 6, 1988 veröffentlicht. Er hat sich mehr nach den Gegebenheiten gerichtet. So kann man sich Bergfried, Palas und das Nebengebäude vorstellen. Links vom Rundturm muss aber auf Grund des Schuttkegels ein Gebäude gestanden haben. Das wirkliche Aussehen wird man nur durch mehrere Versionen und Bauphasen darstellen können.

Quellen:

F. Niethammer, Ruine Waldeck, Jahrbuch Landkreis Calw Nr. 6, 1988, vergriffen.
 Schwarzwaldvereinsblätter 1925.
 Mönch Heimatkunde Oberamt Calw, Ausgabe 1912.
 Nicht bezeichnete Fotos: Horst Roller.
 Mit Dank für Unterlagen und für die Unterstützung:
 Albrecht Wacker, Fritz Feuerbacher, Frank Hornickel, Uwe Kunz.
 Staatl. Vermögens- und Hochbauamt Pforzheim-Calw:
 Günter Bachmann und Otto Anselm.
 Stadtarchiv Calw: Paul Rathgeber und Hartmut Würfele.
 Arbeitskreis Ortsgeschichte Stammheim.

Die Grenzsteine des Klosters Hirsau

Jochen Mielke, Tübingen

In den Waldgebieten um das Kloster Hirsau finden sich an verschiedensten Stellen Grenzsteine, deren gemeinsames Merkmal der Abtstab ist, häufig in Kombination mit einer Geweihstange. Sie markieren die Gebiete, die, ganz allgemein, vom Kloster Hirsau verwaltet wurden. Bei den Grenzsteinen handelt es sich um sogenannte Kleindenkmale, der Definition nach „ortsfeste, freistehende, kleine, von Menschenhand geschaffene Gebilde aus Stein, Metall oder Holz, die einem bestimmten Zweck dienen oder dienen oder an eine Begebenheit oder eine Person erinnern“.

Die heute noch vorhandene grosse Anzahl an Grenzsteinen ist der besonderen topographischen Lage des Klosters zu verdanken. Die waldreichen und steilen Hänge des Nord-schwarzwaldes boten nur eine begrenzte Ausweitung der Rodungsfläche, so dass die landwirtschaftlich nutzbare Fläche über lange Zeit konstant blieb und die Steine, sofern sie im Wald standen, nicht einer Flurbereinigung zum Opfer gefallen sind.

Die Erfassung der Steine, und somit des Grenzverlaufes, ermöglicht eine genaue und anschauliche Darstellung der Besitzverhältnisse des Klosters, was anhand der schriftlichen Quellen allein nicht möglich ist. Viele Grenzsteine sind jedoch undatiert, daher ist die zeitliche Zuordnung oftmals schwierig. Auch kann der Steinmarkierung nicht entnommen werden, welche Art von Recht das Kloster Hirsau über das jeweils Gebiet ausübte.

Die Beschäftigung mit den Grenzsteinen führt somit zur Beschäftigung mit den schriftlichen Quellen und ergänzt das Wissen über die klösterliche Finanz- und Verwaltungspolitik, die Forstgeschichte, die Geschichte der Kartographie und Landesvermessung in Württemberg und natürlich die Auswirkungen der Politik der württembergischen Herzöge nach der Säkularisierung.

Die Erfassung der Grenzsteine und die Auswertung der Literatur ist noch nicht abgeschlossen. Der nachfolgende Beitrag möchte daher über vorläufige Ergebnisse und Schlussfolgerungen informieren.



Abb. 1 Grenzstein in der Fuchsklinge. Abtstab mit Krümme nach rechts und Geweihstange. „C H“ steht für „Closter Hirsau“. Der Stein trägt die Nummer 119 und ist 1717 datiert (Rückseite).

Grenzverlauf

Der Grenzverlauf orientiert sich teilweise an natürlichen Grenzen, wie z. B. Bächen, Tälern oder Waldgrenzen, wo diese fehlen, wurden Grenzsteine gesetzt. Die nordöstliche Grenze bildet, anhand den Angaben der topographischen Karte (1:25 000, Blatt 7218, Calw), der Dietersbach nördlich von Ernstmühl. Grenzsteine finden sich hier im Verlauf der heutigen Gemeindegrenze bis nach Neuhengstett, wo die Gemeindegrenze auf die Kreisstrasse K 4308 stösst. Der südöstliche Grenzverlauf um Stammheim herum ist erfasst, aber noch nicht ausgewertet. Die südwestliche Grenze bildet der Schinderbach zwischen Hirsau und Calw, verläuft um den Altburger Berg und steigt in etwa der Höhe der „Zeppelinforche“ in direkter Linie in das Schweinbachtal hinab. Die nordöstliche Grenze bildet wieder als natürliche Grenze das

Kollbachtal. Im oberen Verlauf des Kollbachs findet sich eine Grenzlinie, die prinzipiell der östlichen Gemeindegrenze um Oberkollbach herum folgt, dann über das „Felsenmeer“ und die „Kirchhalde“ zu den westlich von Oberkollbach liegenden Sportplätzen zieht und von hier nach Süden dreht, um in Höhe der Ortseinfahrt Oberreichenbach auf die B 296 zu stossen.

Einzelne Grenzverläufe sind östlich der Nagold um Ottenbronn herum, so z. B. wieder entlang der Gemeindegrenze am „Ottenbronner Berg“ und z.B. entlang der Gemeindegrenze, die bei der Brücke in der „Fuchsklinge“ (P. 476,4, siehe Abb. 1) nach Norden einem namenlosen Bach folgt.

Westlich der Nagold ist das Gebiet um die Landesklinik versteint, und es findet sich ein längerer Grenzverlauf, der bei Siehdichfür nördlich der Kreisstrasse K 4324 im Prinzip der „Alten Badstrasse“ bis zur B 296 folgt (topographische Karte 1:25000, Blatt 7217 Bad Wildbad).

Aufbau der Grenzsteine

Obwohl im Detail die Grenzsteine individuelle Merkmale besitzen, zeigen sie doch gewisse Gemeinsamkeiten. Das Material ist durchweg Buntsandstein. Als Form überwiegt ein leicht konisch zulaufender Kubus. Der im Boden eingelassene Fuss ist nur grob behauen. Die Höhe der Steine ist unterschiedlich, teilweise sind sie mit der Zeit etwas in den Boden eingesunken, nur wenige Steine ragen mehr als einen Meter über den Boden hinaus. Der Kopf zeigt einen waagerechten oder gewölbten Abschluss. Die Langseiten der Steine verlaufen meist parallel zur Grenzlinie.

Steine eines Grenzabschnittes zeigen neben der äusseren Form auch gewisse Übereinstimmungen hinsichtlich der eingemeißelten Zeichen.

Als Symbol der Klosterzugehörigkeit finden sich auf den Langseiten der Steine der Abtstab. Neben dem Abtstab markiert die Geweihstange die Zugehörigkeit zum Herzogtum Württemberg und ermöglicht eine gewisse zeitliche Einordnung. An den Langseiten finden sich zudem Abkürzungen der versteinten Gebiete wie z.B. „O“ für Ottenbronn oder „E“ für Ernstmühl. Jahreszahlen finden sich selten.

Die Schmalseiten sind nummeriert, wobei viele Steine zwei unterschiedliche Nummerierungen aufweisen, die als eine frühere und spätere Zählung zu interpretieren sind.

Im Kopf des Steines ist durch eine Rinne der Grenzverlauf markiert. So lässt sich von einem Stein aus die Lage der Nachbarsteine abschätzen, die oftmals in Sichtweite voneinander stehen.



Abb.2 Grenzstein im Bereich Spindlershof = „S“. Abtstab mit Krümme nach rechts. Langseite parallel zum Grenzverlauf, der auch im Kopf des Steines markiert ist. Auf der Schmalseite zeigt sich die Nummerierung = No 38. Höhe des Steines ca. 74 cm.

Diese Art der Steinbearbeitung folgt einer gewissen Tradition und Vorschrift, die sich interessanterweise für das Herzogtum Württemberg gut durch den „Tractatus de iure [...] limitum“ des Johannes Oettinger belegen lässt. Das Buch „welches vornehmlich handelt, was und wie mancherley die Gräntzen seyen; Wie sie entstanden, auffgerichtet, und dadurch die Reich, Fürstenthumb, Herrschafften, Marckungen und Feldgüter unterscheiden werden sollen“ wurde vor seinem Tod 1633 fertiggestellt und beschreibt unter anderem auch „die Vielfältigkeit der Grenzsteine im Süddeutschen Raum, die Versteinerung der Grenzen und die Sicherung der Steine vor Abgang, sei es durch die Kräfte der

Natur, sei es unabsichtlich oder böswillig durch Menschenhand. Auch mit dem Berufsethos der Feldmesser und deren Mitarbeiter im Gelände, der Umgänger und anderer, hat sich Oettinger in diesem letzten Teil beschäftigt“ (1).

Hinsichtlich Aufbau und Bearbeitung der Steine schreibt Oettinger: *„Insonderheit aber hat ein jeder Marckstein seine gewisse Theil/ gleichsam zugehoerige Glieder/ und wird das oberst Theil genannt der Kopff/ neben zu herab/ die Seytin/ das dicker Theil/ so in den Boden kommt/ der Fuß/ und das unter/ worauf er ruhet und sitzt/ das Gesaess: Die Grub/ darin er eingelassen wird/ sein Lager [...]*

Aber heurigs Tags pflegt man eine Kunsen/ so man eine Schlaiffen nennt/ entweder gerad oder krumm/ oder eckicht/ wie die Marck-scheidung gehet/ darauf zu hauen/ daß man sehen kann/ wo die Marckstein hinweisen/ welches der richtigste Weg ist/ die Marcken zu bezeichnen/ und von den Umgangern fleißig in acht genommen werden soll“ (2).

Für die Datierung der Grenzsteine im Gebiet des Klosters Hirsau ist speziell noch eine zweite Arbeit von Johannes Oettinger interessant, auf die weiter unten eingegangen wird.



Abb.3 Früheste Datierung eines „Hirsauer Grenzstein“ mit Abtstab und Geweihstangen. Der Stein trägt die Jahreszahl 1560

Datierung der Steine

Die Versteinung der Grenzen begann im süddeutschen Raum vermutlich im 15. Jahrhundert. Im Gebiet um Tübingen sind beispielsweise Grenzsteine von 1443, im Gebiet um Bad Liebenzell ist ein Grenzstein von 1476 dokumentiert (3, 4).

Die früheste Datierung eines Grenzsteines, der das ehemalige Gebiet des Klosters Hirsau markiert stammt bislang aus dem Jahr 1560 (Abb. 3). Etliche Grenzsteine finden sich aus dem Jahr 1571, wenige aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert.

Vor allem die später datierten Grenzsteine zeigen, dass manche vermutlich nachträglich datiert oder aufgerichtet wurden. Andererseits kann auch bei einer frühen Datierung nicht ausgeschlossen werden, dass ein Grenzverlauf schon sehr lange versteinert war, aber z. B. erst 1560 die Jahreszahl eingemeißelt wurde.

Das Kartenwerk von Gadner/Oettinger aus den Jahren 1596/1612 gewährt eine Art „fotografischen Blick“ in die Vergangenheit des Gebietes um das Kloster Hirsau und interessanterweise auch auf seine Grenzsteine.

Der Gadner/Oettinger-Atlas

Im Jahr 1596 überreichte Georg Gadner (1522-1605) seinem Landesherrn Herzog Friedrich von Württemberg 20 Tafeln, die die grossen Waldgebiete des Landes abbildeten.

Von Johannes Oettinger (1577-1633) wurde das Kartenwerk durch fünf Karten ergänzt.

Die vom kartographisch interessierten Herzog Ludwig von Württemberg (1568-1593) um 1585 in Auftrag gegebene Arbeit zählt zu den frühesten Landesaufnahmen im süddeutschen Raum.

Dass Georg Gadner *„die Forsten als Grundlage seiner Einteilung wählte, hängt wohl damit zusammen, dass sie als grossräumige Gebiete mit langgestreckten, häufig natürlichen Grenzen leichter zu erarbeiten und darzustellen waren als die vielen verschieden grossen Ämter.“* (5).

Von Gadner und von Oettinger wurden die Forstgrenzen, sofern nicht natürliche Grenzverläufe vorhanden waren, durch in die Karte eingezeichnete Grenzsteine und eine goldene Linie markiert. Dies lässt darauf schliessen, dass

im Gebiet um Hirsau die Forstgrenzen versteint waren. Wobei die Anzahl der in den Karten vermerkten Steine nicht mit der Natur übereinstimmen (Abb.4).

Aufgrund dieses Kartenwerkes kann angenommen werden, dass ein grosser Teil der Gebietsgrenzen Ende des 16. Jahrhunderts versteint war.

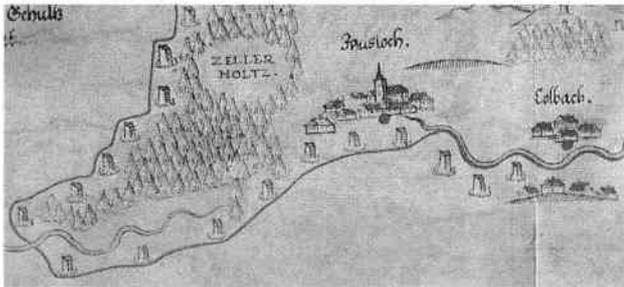


Abb. 4 Ausschnitt aus dem Gadner/Oettinger-Atlas von 1596/1612. Eingezeichnet ist der Grenzverlauf bei Igeltsloch, heute entlang der „Alten Badstrasse“. Die Steine tragen die Jahreszahl 1571.

Die Besitzverhältnisse des Klosters Hirsau

Die Besitzverhältnisse des Klosters Hirsau von seiner Gründung bis zu seiner Säkularisierung im 16. Jahrhundert sind ausführlich von Schäfer beschrieben worden (6). Schäfer kommt zu dem Schluss, dass im 15. Jahrhundert eine gewisse Konzentration des Stammesbesitzes unmittelbar um das Kloster zu verzeichnen sei: „den bis dahin erreichten Güterbestand hat Hirsau sodann, von geringfügigen Verschiebungen abgesehen, seit 1563 als württembergisches Klosteramt bis 1815 erhalten.“ (6). Die Besitzverhältnisse des Klosters Hirsau umfassen nicht nur den Landbesitz, sondern auch Rechte an Höfen, Zinsen etc. Die Grösse des Waldbesitzes im 16. Jahrhundert wird auf 14.188 Morgen geschätzt (6). Als wichtige schriftliche Quellen für die Einschätzung des Klosterbesitzes im 16. Jahrhundert dienen ein Lagerbuch aus dem Jahr 1436 und eine grosse Bestandsaufnahme des Klosterbesitzes aus dem Jahr 1534. Im Detail beschreibt der Historiker Theil die Besitzungen Hirsaus nach dem Lagerbuch wie folgt: „So besitzt das Kloster in Althengstett neben der Kirche, dem Zehnten und der Frühmesse das Wittumsgut mit 42 Morgen Ackerland, einen grossen Hof mit 33 Morgen, ein grosses Gut mit 100 Morgen, 6 Güter mit

Ackerland zwischen 3 und 10 Morgen sowie 20 Einzelflurstücke – insgesamt ca. 250 Morgen Ackerland und 10 Mannsmahd Wiesen. In Stammheim besitzt die Kirche den Zehnten, die Dorfherrschaft, 1 Mühle, 4 Höfe, 22 Güter, 9 „Gütlein“, 5 Häuser, 5 „Gesesse“ und 82 Einzelgrundstücke mit zusammen ungefähr 1000 Morgen Ackerland und über 100 Mannsmahd Wiesen. [...] Eine wichtige Grundlage des Hirsauer Vermögens, der Wald, erscheint lediglich hier und da, etwa im sogenannten südwestlich von Hirsau gelegenen „Waldgang“ – einer Waldgemeinschaft, an der die Orte Schmieh, Röttenbach, Emberg, Zavelstein, Teinach, Sommenhardt, Spesshardt, Weltenschwann und Breitenberg teilhatten“ (7).

Neben der Erfassung des Klosterbesitzes im Zuge der Reformation war sicherlich die Kirchenordnung unter Herzog Christoph Anlass für eine Neuordnung und vielleicht auch Versteinerung des Klosterbesitzes. Unter seinem Vater, Herzog Ulrich, war das gesamte Kirchengut enteignet worden. „Herzog Christoph entzog das Kirchengut der landesherrlichen Rentenkammer wieder und liess es als besonderen Vermögensfonds verwalten. Zuständig dafür wurde als zentrale Instanz der Kirchenrat (das heisst dessen nichttheologischen Mitglieder) und auf Bezirksebene ein neuer Behördentyp: die „geistliche Verwaltung“.

Die 1547/48 rekatholisierten Klöster konnte Christoph erst nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 dem Lande und der Reformation wieder voll eingliedern. Die Verwaltung ihres wirtschaftlichen und territorialen Besitzes übernahmen landesherrliche Beamte (unter dem Titel Klostersvogt oder Klosterhofmeister), die dem Kirchenrat unterstanden.“ (8).

Möglichweise ist der Grenzstein von 1560 ein Zeuge dieser Neuordnung (Abb. 3).

Für das Kloster Hirsau bedeutete dies eine Einsetzung des evangelischen Abtes Weickersreuter und die Verwaltung des Rechnungswesens durch Ludwig Hipp, die Verwaltung des Forstwesens durch den Forstverwalter Bartlin Herbst. „Im Laufe der 60er und 70er Jahre fielen Pflughöfe weg oder wurden durch andere Personen mitversehen, so dass 1577/78 aus folgenden Orten Pflieger beim Verwalter erschienen: Hessigheim, Nussdorf, Eberdingen, Friolzheim, Weil der Stadt, Ditzingen, Gültstein,

Neckartailfingen; die in des Klosters Nähe gelegenen Meierhöfe waren: Hof Lützenhardt, Hof Waldeck, Hof Dicke, Ottenbronner Hof, Spindlers Hof.“ (9).

Mit der Erfassung der Grenzsteine wird eine genauere Übersicht über die Besitzverhältnisse des Klosters Hirsau möglich sein. Ein grosser Teil der Grenzverläufe deckt sich mit den o.g. Pflügen. Mit Hilfe der o.g. schriftlichen Quellen, aber auch mit noch nicht erfassten Quellen, wie z. B. „Untergängerverträgen“ und auch den hier bisher nicht erwähnten Forstkarten von Kieser, sollte es möglich sein, die Besitzungen und Rechte des Klosters genauer zu datieren und zu lokalisieren. Vermutlich erfolgte die Versteinung des Gebietes in der Regierungszeit Herzog Christophs und wurde unter seinen Nachfolgern fortgesetzt. Frühere Datierungen lassen sich auf den bisher erfassten Grenzsteinen nicht finden.

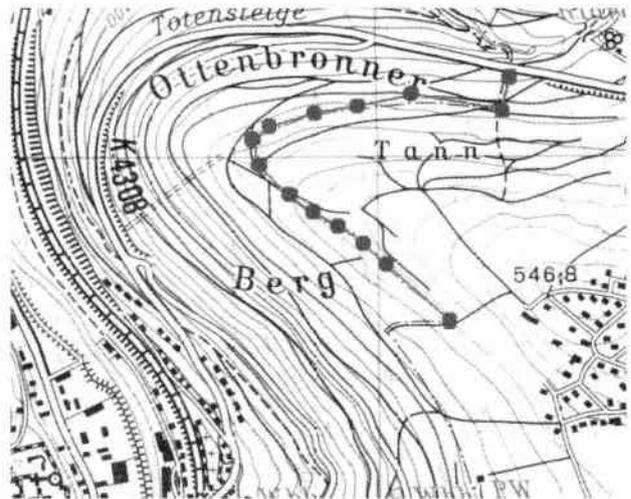
Wanderung entlang der Grenzsteine

Die Erfassung der Grenzsteine geht mit teilweise abenteuerlichen Erkundigungen ins heimische Unterholz einher. Um sich jedoch einen ersten Eindruck von den alten Grenzen zu verschaffen, bieten sich z. B. die relativ komfortabel zu begehenden Abschnitte an:

1. Bei der Ortseinfahrt Oberkollbach direkt dem Waldrand nach Süden folgen. Dort stösst man auf einen Wanderweg, der durchs „Felsenmeer“ führt. Hier finden sich viele grosse, freistehende Grenzsteine.

2. Im Bereich „Ottenbronner Berg“ entspricht der alte Grenzverlauf der heutigen Gemeindegrenze, auch dieser Grenzabschnitt ist einfach zu begehen (siehe Kartenausschnitt).

Die Erfassung der Grenzsteine durch den Verfasser ist noch nicht abgeschlossen. Für Hinweise von Grenzsteinen mit dem Abtstab aus dem Bereich Weltenschwann, Speßhardt, Zavelstein, Sommenhardt, Röttenbach, Würzbach, Agenbach wäre ich dankbar.



Literatur

1. Oehme R.: Johannes Oettinger: 1577-1633; Geograph, Kartograph und Geodät. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Band 103 Stuttgart. Kohlhammer, 1982.
2. Oettinger J.: Tractatus de iure limitum. Vom Recht der Grenzen und Marksteine, 1630. Handschriftenabteilung der Universität Tübingen.
3. Jantzen H.: Grenzen und Marksteine. „Kleine Tübinger Schriften“. Hrg. Kulturamt der Stadt Tübingen. Nr. 18. 1996.
4. Weidenbach P.: Steine erzählen Geschichte. Kleindenkmale in der Umgebung von Bad Liebenzell. Hrg. Stadt- und Kurverwaltung Bad Liebenzell. 2002.
5. Häberlein R.: Chorographia Ducatus Wirtembergici (Gadner-Atlas). Erläuterungen. Hrg. Landesvermessungsamt Stuttgart 2000.
6. Schäfer A.: Zur Besitzgeschichte des Klosters Hirsau vom 11.-16. Jhd. Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 19, 1960.
7. Theil B.: Strukturen klösterlicher Wirtschaft. In: Hirsau St. Peter und Paul 1091-1991. Band II. Hrg. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991.
8. Maurer H.-M.: Herzog Christoph (1550 –1568) in: 900 Jahre Haus Württemberg, Leben und Leistung für Land und Volk. Hrg. Von Robert Uhlend. Stuttgart, Kohlhammer 1984.
9. Greiner S.: Von der Benediktinerabtei zur evangelischen Prälatur und Klosterschule (1556-1569). In: Hirsau: St. Peter und Paul 1091-1991. Band II. Hrg. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991.

Burg und Schloss Calw

Paul Rathgeber, Calw

Die Straßennamen Schlossberg und Burgsteige künden in Calw von der einstigen Burg der Calwer Grafen und dem geplanten und gezeichneten, aber nie gebauten Schloss.

An Überresten und Baurelikten ist so gut wie nichts vorhanden. Daher sind wir angewiesen auf Aufzeichnungen in den Annalen und auf Beschreibungen früherer Jahrhunderte.

Es mag wohl so gewesen sein: Als zur Zeit Karls des Großen und seiner Söhne die Besiedlung in unserem Raum fortschritt, erbatene oder erstritten sich Mitglieder einer edlen Familie aus dem Bereich der fränkischen Gaue die Erlaubnis, einen Teil des nördlichen Schwarzwaldes urbar zu machen. Die Herren des Neckargaus, des Enz-, Würm-, Glems-, Kraich-, und Murr-gaus bauten sich auf einem Berg ein steinernes Haus – damals etwas Ungewöhnliches, da im allgemeinen nur Holzhäuser und Hütten in Gebrauch waren. Der Übergang über die Nagold, den Trennfluss zwischen dem Gäu und dem Schwarzwald, geschah an einer Stelle, wo sowohl östlich wie auch westlich Bäche (Ziegelbach und Schießbach) in die Nagold münden. Bei dieser Furt wurde später die Nikolausbrücke mit der Nikolauskapelle errichtet.

Ein Steinhaus, auf einem „Berg“ gebaut, bietet Schutz, man kann sich darin „bergen“. Im Laufe der Zeit wird diese Behausung „Burg“ genannt, und die Menschen, die darum herum siedelten und für die Burgbewohner den Lebensunterhalt erarbeiteten und sicherten, wurden dann schließlich zu „Bürgern“.

Der Platz der Burg gab auch den Namen für die Herrscherfamilie her: Unbewaldet war der Berg, also kahl vom althochdeutschen chalo (Genitiv: chalawes), und deshalb waren dort die „Herren vom kahlen Berg“ ansässig. Durch mundartliche Verschiebungen entsteht so der Name Kalewa, Chalawa, Calwa, Kalbe und schließlich Calw (sprich: Kalb).

Diese Herren waren am Anfang des 11. Jahrhunderts, in der Zeit vor den Staufern und Württembergern, zusammen mit den Welfen und den Zähringern eines der angesehensten und der am weitesten verbreiteten schwäbischen Dynastengeschlechter.

So berühmt und vielgenannt die Grafen von Calw waren, so spärlich sind die Nachrichten über ihre Burg, deren Aussehen und Ausmaße.

Zitieren wir als erste Stelle die „Schwäbische Chronick...“ des Martin Crusius aus dem Jahre 1596. Professor Crusius war mit der Tübinger Fakultät und ihren Studenten wegen der Pest von Tübingen nach Calw „ausgesiedelt“ worden und hatte demnach die Möglichkeit, die damalige Situation nach dem Augenschein zu beschreiben. Er berichtet im zweiten Teil seines Werkes, im 6. Buch, Kapitel 12, vom Aussehen des Schlosses zu Calw:

„Die Grafen von Calw sind ein altes Geschlecht aus Schwaben. Dieses Geschlechts Residenz ist ein altes Schloss in dem württembergischen Städtlein Calw, an der Nagold gelegen, darinnen würcklich noch viele und sonderheitlich 2 betrübtte Gefängnißer sind, darunter das eine so gemacht ist, dass die Gefangenen Sturm und Regen unterworfen sind, (in deme anstatt des Dachs nur eiserne Gitter von oben darauff gedeckt sind), das andere aber unter einem hohen und runden Thurm lieget, da der Gefangene weder liegen noch füglich sitzen kann, auch nur halb gebuckt stehen konnte. Und dieses wird anheute noch der Kessel-Thurm genannt. Ich glaube, es seyen einige von diesen alten Grafen Räuber gewesen, welche die Gefangenen gepeinigt haben, um die Ranzion von ihnen heraus zu bringen; wie dann auch anderwärts viele dergleichen Raub-Schlösser in Teutschland etliche Jahrhunderte durch gewesen, und viele von ihnen eben deßwegen verheeret worden sind.“

Auf diese Textstelle beziehen sich alle weiteren Bemerkungen über die Calwer Burg. In zeitlich früheren Überlieferungen ist – wie oben schon erwähnt – wohl von der Bedeutung der Calwer Grafen die Rede, nicht aber vom Aussehen und Ansehen der Calwer Burg.

Wilhelm Zimmermann schreibt 1839 in seiner „Geschichte Württembergs nach seinen Sagen und Thaten“, dass die Stammburg der mächtigen Grafen von Calw auf einem ziemlich erhabenen Felsen über der Stadt Calw auf dem Schwarzwalde noch jetzt in ihren Trümmern zu sehen sei. Dies dürfte allerdings nicht stimmen, da die Burg schon 1600 abgetragen und die Bergkuppe eingeebnet worden war, um einem neuen geplanten Schlossbau genügend Raum zu geben (siehe weiter unten).

„Was früher bei der Stiftung Hirsau und anderen Gelegenheiten von denen von Calw erzählt wurde, zeigt das hohe Alter des Geschlechtes. In einem dem Kloster Hirsau gegebenen Briefe vom Jahr 1075 rühmt Kaiser Heinrich V., dass die Grafen von Calw bereits zu den Zeiten Kaiser Ludwigs des Frommen in großem Ansehen gestanden seyen, und nach einer anderen Urkunde blühte diese uralte Familie schon um das Jahr 645. Ihre Hausgüter und Lehen breiteten sich durch die Gaue der Nagold, der Würm, der Glems, der Enz, der Murr und des Neckars aus. Es ist fast als erwiesen anzunehmen, dass die Grafen von Calw und die Grafen von Löwenstein ursprünglich eine Familie gebildet haben und die Würde eines Gau- grafen des Neckars von ihnen bekleidet worden ist. Wie wichtig dieses Amt war, erhellt daraus, dass, wie die Herzoge in ihrem Kreise, so die Gaugrafen in ihren Gauen die höchste richterliche Gewalt an Königs-Statt übten, und dass mit der Würde zugleich sehr große Lehengüter verbunden waren...“ (weiter siehe Seite 353, Geschichte Württembergs von Wilhelm Zimmermann, 1893).

Burgenforscher Koch berichtet in seinem Werk „Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreiche Württemberg, 1828, S. 25 ff. (Koch bringt mehrfach Burg und Schloss durcheinander):

„Die Schloß-Ruine zu Calw.

Das Geschlecht der Grafen von Calw war eines der ältesten und edelsten Schwabens. Den Umfang seiner Allodial- und Lehen-Güter überhaupt, oder in irgend einem Zeitpunkte, bestimmt auszugeben, ist eben so wenig möglich,

als bei den meisten anderen, die von der Mitte des 11ten Jahrhunderts aus der Dunkelheit des Alterthums hervorzutreten anfangen. Daß sie hauptsächlich um die Nagold, Würm, Glems, Ens und Murr gau gelegen waren, beweisen die hin und wieder vorkommenden Nachrichten von ihren Schenkungen.

Ihr ehemaliges Schloß lag an dem rechten (sic!) Ufer der Nagold und der nördlichen Seite der schön gebauten Stadt Calw. Auf einem in ein enges Wiesenthal hervorspringenden Absatze des höhern Gebirges zeigen sich noch die dürftigen Ruinen einer Burg, deren Umfang auf seine ehemalige Größe schließen lässt, und deren Ruinen der Nachwelt noch aufbewahrt blieben.

Das Jahr der Erbauung des weitläufigen Schlosses Calw (auch Calb) ist unbekannt. Da aber ein Grav Erlafried von Calw aus frommer Religiosität in den letzten Zeiten der Regierung Ludwig des Frommen, sich entschloß, einen Theil seiner Besitzungen zu Erbauung einer glänzenden Wohnung der von seinem Bruder Nottung (sic!) Bischoff von Vercelli dahin gebrachten Reliquien des heil. Aurelius zu ver- geben, um auf der Stätte, wo vorher durch sie ein Wunder (an einem Blinden) verrichtet worden war, das Kloster Hirsau zu stiften, welche Stiftung und Weihe durch den Erzbischoff Otgar von Mainz im Jahre 833 verrichtet wurde, so muß diese Burg wohl damals schon längst existiert haben, besonders da schon im Jahr 790 ein Aistulph, Grav zu Calw vorkommt, und dessen Sohn Leo, den wir unten noch anführen werden, schon im Jahr 795 Papst gewesen sein soll“.

Seite 40 ff: „Das Daseyn jener, ehemals so ansehnlichen Burg von ihrer ersten Erbauung bis zu ihrem Abbruch, welcher auf Befehl Herzogs Friederich im Jahr 1600 unverzüglich schnell vollzogen werden musste, begreift einen Zeitraum von wenigstens 900 Jahren. So haben also diese noch sparsamen Überreste der ehemaligen Burg, ein Alter von 1123 Jahren erreicht, und sind wohl eines der ältesten Denkmale im Königreich Württemberg.

Der gegenwärtige noch deutliche Raum, welcher dieses Schloß in sich fasste, enthält einen Quadratinhalt von sechs Morgen und gleicht einem länglichen Viereck.

Dieser Platz ist jetzt ein Eigenthum der Einwohner Calws, welcher von diesen kultivirt, zu nützlichen Gemüßgärten in viele Parcellen vertheilt ist, und für essbare Pflanzen jeder Art von dem fleißigen Calwer empfänglich gemacht wurde. Theile dieser Gärten schmücken die schönsten Blumen. Gegen die Stadt hin haben die Tuchfabrikanten da, wo ehemals die Aussenwerke der Befestigung des Schlosses angebracht waren, einen Raum von dreiviertels Morgen zu ihren Tuchrahmen und zum Trocknen ihrer schönen veredelten Landwolle, wo dieselben die feinsten Tücher und andere Fabrikate auf Messen verfertigen.

Der Berghügel, worauf die Ruinen des Schlosses Calw liegen, hat an der Ost- und Westseite zwei abschüssige Tiefen, daher er von Osten gegen den Nagoldfluß hinab am höchsten ist. An der nördlichen Seite ist er am tiefsten abschüssig und zieht sich bald bergan, gegen einen hohen Waldgipfel. An der westlichen Seite, wo es noch das Schloßbeck genannt wird, zieht die Abdachung in eine schmale Ebene von Wieswachs gegen den sogenannten Wurstbrunnen. Dieß war auch der Ort, der der Burg das Wasser durch Deichel zuführte. Dieser Brunnen steht noch, und seine gute, nach alter gothischer Bauart verfertigte Arbeit zeigt ein hohes Altertum. Der Brunnen, wo er noch steht, war ehemals mit in die Befestigungswerke eingeschlossen, und vor jedem Schaden gesichert. Freilich ist die gegenwärtige versteckte Lage des Brunnen dem Fremdling nicht auffallend, man muß ihn suchen, denn er ist jetzt ganz von Häusern umgeben; aber die von dieser Stelle aus gegen die Stadt auf fünfzig württembergische Ruthen sich erstreckende Befestigungswerke, bekrunden seine für die Burg ehemals ganz richtige Lage.

Wir kehren noch einmal zu den Ruinen des Schlosses und zwar zu der Gegend zurück, wo die Hauptburg angebracht war. Da findet man noch Höhlungen, in der Länge von drei Ruthen, ihre Tiefe etwa 8 -10 Fuß von ganz länglichten Quadraten; noch gut aufgebaut, jetzt zu Wurz-(Küchen-) Gärten angelegt und benützt.

Die weiter gegen die Stadt sich erstreckenden Parcellen sind mit Schutt ausgefüllt. Sie waren einst die sogenannten Mordkeller (Cassematten) die sich ganz zur Sicherheit des Burgbewohners und zur Sicherung ihres Eigen-

thums eigneten; die inneren Höhlungen derselben schickten sich noch dazu, die obern Theile aber sind zerstört. Gegen die Stadt befindet sich noch eine sechs Fuß lange Höhle in der Mauer, welche in einer genauen Verbindung mit den anderen Parcellen-Höhlen stand. Der innere Hof, wo die Hauptburg war, enthielt die schönsten Zimmer und Prunk-Säle, in welchen einst Kaiser Konrad schon im Jahr 1000 mit seinen Kriegern sich geraume Zeit verweilte, um in Schwaben Ruhe zu stiften, und worin er manch fürstliches Banket gab. Selbst sein Stiefsohn Ernst musste sich hier vor ihm demüthigen, von hier mussten die Landfriedensbrüchige angesehene Graven und andere edle Ritter ihre Lehen wieder empfangen. Hier wurde auch von Kaiser Heinrich IV. und Grav Adelbert im Jahr 1069 Pläne entworfen, wie der Friede mit Berthold und Welf zu Stande kommen könnte, um die Sachsen zu bekriegen. Auch zu diesem Zug überredete Adelbert den Herzog Friederich, damit dieser Theil daran nähme.

Hier machte einst Pabst Urban II. im Jahr 1095 einen Besuch und bestätigte den Besitzer der Burg wieder als Schirmvogt zu Hirsau. Aus diesen Ursachen bleibt uns immer die Ruine des Schlosses Calw merkwürdig. – Bei Abtragung der Schloß-Realitäten, und vier massiver hoher Türme, namentlich des runden Kesselthurms, fand man in diesem, dessen Grund noch tief in den Felsen einging, eine Art von Gewölb, das einem Kessel ähnlich war. Dieses hatte eine solche Einrichtung, dass die Unglücklichen, für welche diese Höhle des Jammers bestimmt wurde, darin weder sitzen noch liegen konnten! O eisernes Zeitalter! In einem andern Thurm, der unter dem Namen des Pfaffenthurms bekannt war, und diese Benennung deswegen erhalten haben mag, weil in solchem höchst wahrscheinlich Pfaffen eingethürmt wurden, gleichviel, ob es einen Bischoff, Kammerer oder Mönch traf, fand man eine Bettstatt, und auf solcher einen menschlichen Kataver und die nach der Verwesung noch vorhandenen Überreste eines grossen Hundes, der gleiches trauriges Schicksal mit seinem Herrn getheilt hatte. Welche Barbarei! Hier lässt sich als Bemerkung aus Schillers Wilhelm Tell die Stelle keck anführen, welche der Dichter dem Meister Steinmez in den Mund legt, wenn er zu Staufacher sagt:

„O Herr, wenn ihr die Keller erst gesehen unter den Thürmen! Ja, wer die bewohnt, der wird den Hahn nicht fürder krähen hören!“

Im Jahr 1689 ließ der Vormund (Eberhard Ludwig) des minderjährigen Herzog Friederich Karl Eugen, vom Kloster Hirsau einige unruhige Studenten hierher einsperren, damit sie einsehen lernten, dass ein Student nicht befugt seye, über alle bürgerlichen Ordnungen und Formen gerade hinwegzuschreiten.

Von diesem Pfaffenthurm hat die Geschichte vom Jahre 1219 eine traurige Legende hinterlassen, die vielleicht, da sie aus jenem eisernen und rohen Zeitalter herrührt, auch Wahrheit seyn könnte. Sie ist folgende:

Der Eigner dieser Burg Grav Konrad (nicht Anshelm) hatte zwei Söhne und eine einzige Tochter, Namens Elisabeth, diese war von so seltener Schönheit, und dabei so liebenswürdig gegen Jedermann, dass viele vornehme Graven und Ritter sich um ihre Gunst bewarben.

Der Vater, als Weltgeizhals und von rauher Gemüthsart bekannt, wies alle Werber ab, und hatte, ohne mit seiner Tochter in dieser bedenklichen Sache Rücksprache zu nehmen, solche einem mächtigen Graven von Hohenberg ... zgedacht, aber Elisabeth war andern Sinnes. Auf der väterlichen Burg befand sich schon einige Jahre ein junger Edelknappe, Gottfried von Waldek (Truchseß der Graven) mit Namen; dem schenkte sie ihre ganze Liebe, und versprach ihm ihre Hand, und beide schwuren im Beiseyn des treuen Burgpfarrer sich Treue bis in den Tod! Der alte Grav kam hinter das Geheimniß und entbrannte im schrecklichen Zorn, denn er war jach und unversöhnlich. Der arme junge Waldek wurde in den vesten Pfaffenthurm gesperrt, und sollte da des Hungertodes sterben. Elisabeth wankte jedoch nicht in ihrer Zusage und zugesicherten Treue! Der Vater misshandelte sie auf alle Weise, damit sie sich entschließen möchte, dem mächtigen Graven von Hohenberg ihre Hand zu geben; aber sie beharrte vest auf ihrem Entschluß. Nach 3 Tagen, von der Einsperrung Gottfrieds von Waldek an gerechnet, ließ der alte Grav seine Tochter zu sich rufen, und erklärte ihr seinen Entschluß mit argem Hohn: dass er auf acht Tage nach Hohenberg verreisen werde, während er seiner Tochter die Schlüssel zu Waldeks Gefängniß mit

der Weisung überreichte, dass sie ihn weder befreien, noch ihm Speise und Trank reichen dürfe. Sie musste dieses ihrem Vater eidlich geloben, und Elisabeth musste den schrecklichen Eid von Wort zu Wort nachsprechen, wie ihn der Burgpfarrer vorsprach. Mit großem Schmerz geschahe dieses vom Burgpfarrer sowohl als von der Elisabeth. Nach diesem geleisteten Eidschwur begab sich nun wirklich der Grav mit seinen zwei Söhnen auf die Reise; und als sie nach acht Tagen mit dem Brautbewerber von Hohenberg zurückkehrten, und er seine Tochter nicht fand, wurde es ihm doch unwirsch (unheimlich) ums Herz, und er fragte sein Burggesinde: wo Elisabeth geblieben? Sie sey verschwunden gleich nach seiner Abreise, war die Antwort. Jetzt wurde es dem Vater dunkel vor den Augen und in der Seele, er eilte mit dem Burgvogt in den Thurm; unten auf dem Boden lag Elisabeth in Gottfrieds Armen! Sie hielten sich beide vest umklammert, und waren todt! – In dem Graven erwachte das Gewissen. Verzweiflung umnachtete jetzt seine Seele! Der Burgpfarrer benutzte die Stimmung des Graven, welche dieser traurige Vorfall bewirkt hatte, und bewog den Graven, dass er zur Beförderung des Seelenheils der Ermordeten ein Kloster erbauen ließ, welches den Namen der Elisabetherinnen führte, solches reichlich mit Gütern und Stiftungen begabte, und, damit der grävliche Vater desto geneigter wäre, in den Plan des Burgpfarrers einzuwilligen, fügte jener die Bemerkung hinzu: dass, in diesem zu erbauenden Kloster auch die Körper der unglücklich Liebenden sollten beerdigt werden.

Diese Legende gränzt beinahe an Wirklichkeit, denn nicht weit von der Stadtmauer gegen dem Schloß, stand in den früheren Zeiten ein Nonnenkloster, von dem eine Gasse noch den Namen führt, und den Namen: die Nonnengasse hat.“

Immer wieder finden wir Bemerkungen über Belagerung oder gar Zerstörung der Calwer Burg. So im Jahr 1133, als es um das Calwer Erbe nach dem Tod des Pfalzgrafen Gottfried von Calw zwischen seinem Tochtermann (Schwiegersohn) Welf VI. und dem Grafen Adelbert IV., einem Neffen Gottfrieds, zur Fehde kam. Adelbert IV., der sich zunächst nach

der Burg Löwenstein nannte, bemächtigte sich durch eine List der Calwer Burg, überfiel bei Nacht die Burg Sindelfingen, brannte den Ort dabei nieder und führte reiche Beute nach seiner Burg Wartenberg (bei Cannstatt). Welf VI. eroberte dank seiner trefflichen Kriegsmaschinen die Burg Wartenberg und auch die unbezwingbar scheinende Burg Löwenstein und legte beide in Asche. Da er sich nun gegen Calw wandte, fand es Adelbert ratsam, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, erhielt jedoch vom großmütigen Sieger die Burg Calw und einige andere Besitzungen als Lehen. Adelbert IV. führt in der Folge auch den Namen eines Grafen von Calw und stand dem Stauferkönig Konrad III. beim Kampf um Weinsberg im Jahr 1140 zur Seite.

Mit einem weiteren Grafen Gottfried (+ 1260) erlosch die calwische gräfliche Familie im Mannesstamm. Durch Schenkung und Kauf wurden Burg und Stadt Calw 1308 und 1345 württembergisch.

Von der Burg bzw. dem gräflichen Schloss wird erst wieder im 16. Jahrhundert berichtet: es sei vielfach umgebaut, aber doch erhalten. Um 1550 wird geklagt, dass es ziemlich in Abgang gekommen sei und es insbesondere an Stiegen mangle. Es lag außerhalb der Stadtmauer, hatte 3 Türme und war durch seine tiefen Gefängnisse bekannt (siehe oben). Stadt und Amt Calw mussten zwei Wächter dort halten und es beholzen d.h. beheizen. 1600 war es ganz zum „Burgstall“



Die Stadtansicht von Calw nach Matthäus Merian, 1643, vom rechten Nagoldufer gesehen. Man beachte den „kahlen“ Burgberg mit seinen Ruinen.

Keine Nachricht aber haben wir über das Erscheinungsbild der Burg, außer nach deren Zerstörung bzw. dem Verfall. Dies zeigt der Stich aus der Topographie Germaniae von Matthias Merian von 1643: Hier sind noch die Reste der Burg auf dem heutigen Burgberg oder Schlossplatz zu sehen.

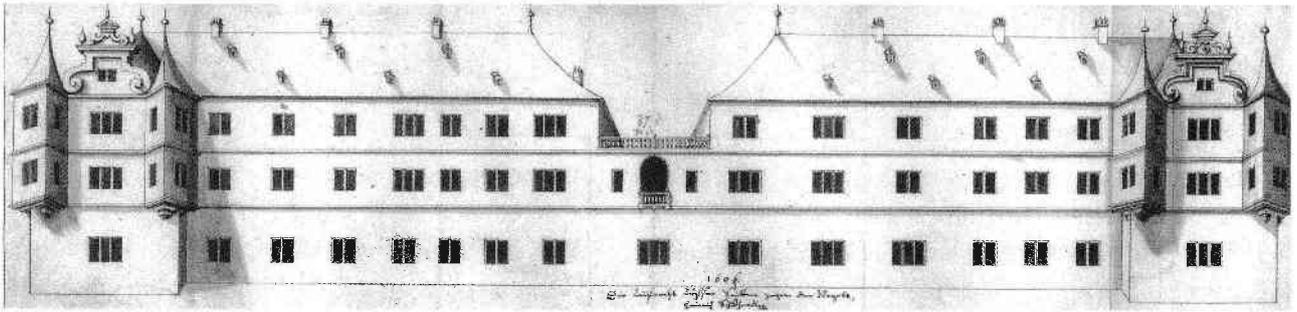
Allerdings dürfte auch dieser Stich nicht die Realität um 1643 zeigen, denn 9 Jahre früher, 1634, war die große Zerstörung durch Jan von Werth, und die Stadt hatte sicher so nicht ausgesehen. Es könnte aber sein, dass Merian nach einer Skizze vor 1634 gestochen hat.

Ein Modell der Calwer Burg wurde 1955 von Schreinermeister Niedhammer und den Schülern des Calwer Gymnasiums unter OStR Ehniger angefertigt bzw. erfunden. Ein weiteres Modell baute Udo Würtenberger mit seinen Schülern im Jahre 1989. Dieses befindet sich im Museum der Stadt, dem Palais Vischer.

geworden; Herzog Friedrich von Württemberg ließ es abbrechen.

Seit 1592 war Heinrich Schickhardt ein vielbeschäftigter und geschätzter herzoglicher Baumeister in Württemberg. Unter seinen Schlossbauten nimmt der Entwurf für ein Calwer Schloss eine ganz herausragende Stellung ein.

Herzog Friedrich hatte kurz nach seinem Regierungsantritt Elias Gunzenhäuser 1601 beauftragt, die alte ruinöse Burg der einst so bedeutenden Calwer Grafen abtragen zu lassen. Die Eigentumsverhältnisse der anliegenden Hofstätten, Wiesen und Gärten sollten geklärt werden. Der mit der Leitung dieser Aufgabe betraute Calwer Vogt scheint damit seine liebe Not gehabt zu haben. Er bat deshalb den Herzog, einen Burgverwalter nach Calw zu entsenden und wies gleichzeitig darauf hin, dass dieser bei der Arbeit ständig anwesend sein sollte; vor allem müssten jedoch die Bauern und andere



Die Außenfront des Calwer Schlosses: „1606. Die Aufrecht Aussen Seitten gegen der Nagolt, Heinrich Schickhardt“

Personen ununterbrochen ermahnt werden, nicht nur halbe Arbeit zu leisten.

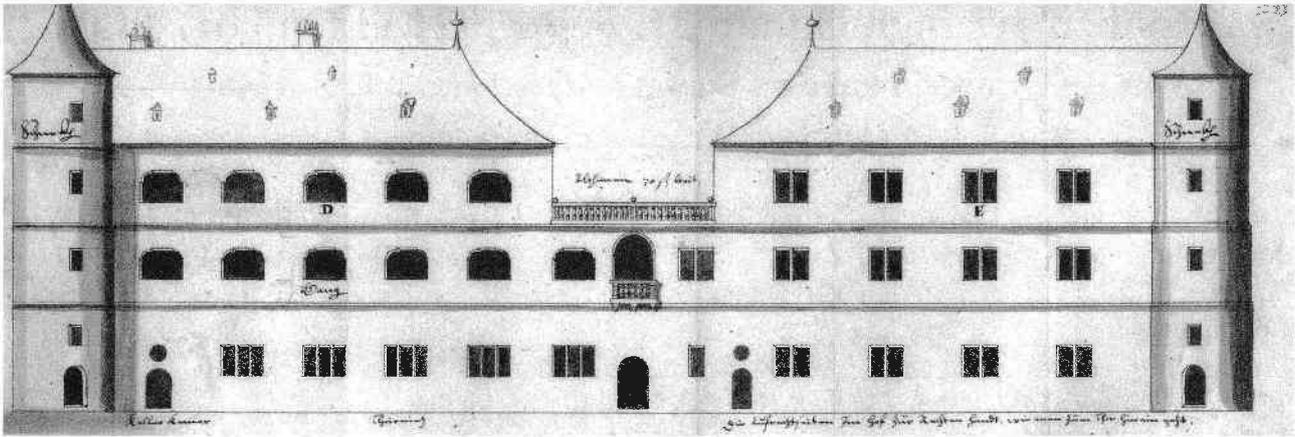
Herzog Friedrich betraute Schickhardt mit dem Bau eines Schlosses, und Georg Reutter wurde als Werkmeister verdingt. Es sollte eine monumentale Anlage entstehen, die das Alte Schloss in Stuttgart um fast die Hälfte übertroffen hätte. Mit einer Länge von 385 Schuh und einer Breite von 280 Schuh wäre dies wohl das größte Schloss im damaligen Herzogtum Württemberg geworden. Die Pläne und Risse davon sind noch heute erhalten (siehe auch Abbildung auf dem Deckblatt dieses Heftes). Die gegen die Nagold gelegene Front erhöht Schickhardt nicht wie sonst üblich in der Mitte, vielmehr zieht er einen Altan ein, unter dem sich ein großes Rundbogenfenster befindet. An der südlichen Seite führt ein Portal in den ausgedehnten Hofraum. Die beiden Türme an den Seiten sind über Eck gestellt und jeweils mit Erkern an ihren Kanten aufgelockert. Trotz dieser massiven Anlage wirkt der Bau nicht massig, sondern aufgelockert und leicht. Die Grundrissaufteilung ist systematisch durchgehalten und übersichtlich geordnet. Ein Modell des Schlossbaues nach den Plänen von Schickhardt ist im Palais Vischer zu sehen.

„Calw, 1606. Der erste Stein zu diesem Schloß, ist in beysein Ir(o) F(ürst)l(ichen) Gn(aden) Hertzog Friedrichen auff den 22. Martij 1606 gelegt... und dabei den Arbeitern ein kräftiger Trunk gegeben (worden).“

Anderthalb Jahre später, am 29.01.1608, starb Herzog Friedrich, und der Weiterbau am Schloss zu Calw unterblieb. Nur die Stützmauern blieben übrig und später zu sehen. In der Baustelle selbst wurde ein Haus für einen Wächter aufgeführt.

Der Calwer Schlossbau dürfte – im Gegensatz bzw. in Weiterentwicklung zum Schlossbau in Hirsau – auch in politischer Sicht die Steigerung des Repräsentationsgedankens unter Herzog Friedrich zur Absicht gehabt haben. Merkantilismus und Kammeralismus waren in dieser Zeit Grundsätze politischen Handelns geworden, und so ist es nur verständlich, dass Herzog Friedrich in der damals wirtschaftlich bedeutenden Oberamtsstadt Calw seine Anwesenheit demonstrieren wollte. Einige Jahre später (1620/1650) stieg Calw zur bedeutendsten Wirtschaftsmetropole Württembergs auf (vgl. Calwer Zeughandlungscompagnie). Durch die Kriegswirren des 30-jährigen Kriegs (1634) und des Pfälzer Erbfolgekrieges (1692) wären aber wahrscheinlich auch von diesem Schloss nicht mehr als eine Ruine und Stützmauern übrig geblieben.

Die letzten Reste dieser Bauten sind längst verschwunden. Nur eine etwa 12 m lange und bis zu 5 m hohe Strebemauer erinnert noch an den Burgsitz des einst mächtigen Grafengeschlechts. Auf der Bergkuppe stand ein einfaches Haus, in welchem eine Strickerei und Tuchmacherei betrieben wurde. Vom letzten Besitzer ging ein Großteil des Areals im Jahr 1878 in den Besitz der württembergischen Militärverwaltung über, die in rotem Sandstein ein massives Landwehrbezirkskommando errichtete, das heute die Polizeidirektion des Kreises Calw beheimatet.



*Innenhofansicht des Calwer Schlosses nach dem Plan von Heinrich Schickhardt: „Die Aufrechtseiten Im Hof Zur Rechten Handt wenn man Zum Thor hineingeht“
 Der Schickhardt-Grundriss des Calwer Schlosses findet sich auf der vorderen Umschlagseite.
 Wiedergabe der Schickhardt-Pläne mit freundlicher Genehmigung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart.*

Literatur (Auswahl):

Crusius, Martin: Schwäbische Chronik ... Frankfurt 1733.

Dürr, Ebner u.a.: Illustrierte Geschichte von Württemberg, Stuttgart 1839.

Koch, A.: Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreiche Württemberg, Bd.1, Cannstatt 1828.

Lahmann, Marina: Uta von Calw, Herzogin von Schauenburg, Kleine Reihe – Archiv der Stadt Calw, Bd. 17, 2004.

Lorenz, Sönke und Wilfried Setzler: Heinrich Schickhardt, Baumeister der Renaissance. Leben und Werk des Architekten, Ingenieurs und Städteplaners. DRW-Verlag, 1999, Darin: Paul Rathgeber, Calw und Hirsau.

Stälin, Paul Fr.: Geschichte der Stadt Calw, Stuttgart 1888.

Zimmermann, Wilhelm: Die Geschichte Württembergs nach seinen Sagen und Thaten, Stuttgart 1839.

... tödlich verunglückt am 21. Sept. 1921 in Oppau / Pfalz

Was ein Grabstein auf dem Stammheimer Friedhof zu erzählen hat

Hermann Wulzinger, Zavelstein

Als einer, der in Ludwigshafen am Rhein geboren und aufgewachsen ist, hat mich diese Grabinschrift elektrisiert, als ich vor geraumer Zeit über den Friedhof in Calw-Stammheim ging: „Hier ruht Karl Strinz, geb. 27. Febr. 1899, tödlich verunglückt am 21. Sept. 1921 in Oppau / Pfalz. Jes. 54;10“.



Die vom Stammheimer Steinmetzen Jakob Roller geschaffene Grabinschrift (Foto: HW)

Der 21. September 1921, das war doch jener Schreckenstag, der in vielen Pfälzer Familien Narben hinterlassen hat und den auch heute noch in Ludwigshafen jeder zumindest vom Hörensagen her kennt: der Tag mit dem fürch-

terlichen Explosionsunglück im Oppauer Werk der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik, der heutigen BASF. Ein junger Mann aus Stammheim – heute Calw-Stammheim – soll dabei den Tod gefunden haben? Dieser Geschichte wollte ich weiter nachgehen.

Das Oppauer Explosionsunglück von 1921

Am Morgen des 21. September 1921 um 7.32 Uhr erschütterten im Sekundenabstand zwei erdbebenartige Explosionen von ungeheurer Sprengkraft das Oppauer Werk der „Anilin“, wie die Fabrik im Volksmund hieß. Viele in der weiteren Umgebung dachten in der Tat an ein Erdbeben. Die Detonation wurde bis Frankfurt gehört. Die gesamte Oppauer Fabrikanlage, gerade erst 10 Jahre alt und immer noch im Bau, wurde fast völlig zerstört; im nahen Ort Oppau stürzten etwa 800 der 1000 Häuser ein; über 7000 Einwohner wurden hier obdachlos. In Ludwigshafen und Mannheim, ja bis Worms und Heidelberg gab es Gebäudeschäden.

Das Schlimmste: 561 Menschen fanden sofort oder in der Folgezeit den Tod, dazu kamen fast 2000 Verletzte. Allein ein in der Nähe des Explosionsherdes vorbeifahrender Eisenbahnzug, vollbesetzt mit Arbeitern, wurde wie ein Spielzeug umgeworfen und begrub viele Tote und Verletzte unter sich. Noch mehr Tote und Verletzte hätte es vermutlich gegeben, wenn sich die Explosion eine halbe Stunde später nach Beginn der Tagschicht ereignet hätte.

An der Explosionsstelle selbst entstand ein Krater von 125 Meter Länge, 90 Meter Breite und 20 Meter Tiefe. Er füllte sich sogleich mit Grundwasser (später fand man Mammut-Fossilien in diesem Krater). Eine französische Luftaufnahme aus jener Zeit zeigt den Kratersee und das erschütternde Bild der Verwüstung. Es dauerte trotz intensiver Abräum- und Wiederaufbauarbeiten drei Monate, bis die Produktion im Oppauer Werk der BASF schrittweise wieder aufgenommen werden konnte.



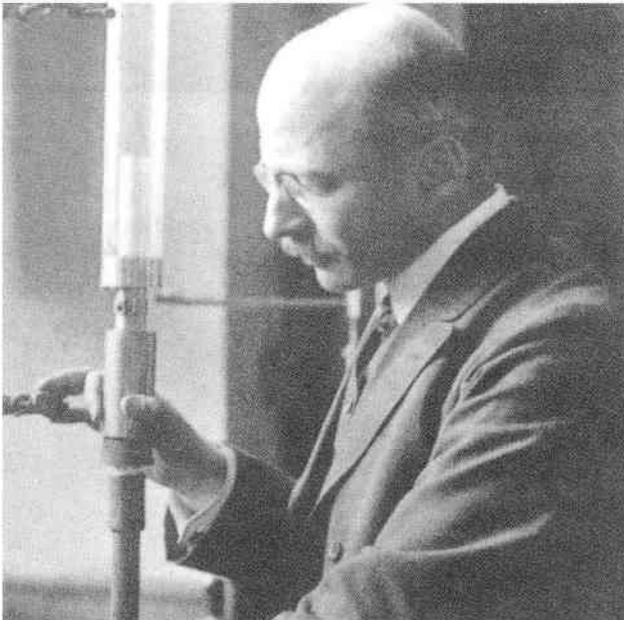
Eine Wohnstraße in Oppau am Tag der Explosion (Foto: Unternehmensarchiv der BASF)



Der mit Grundwasser gefüllte Explosionskrater und das zerstörte Werk Oppau der BASF, Blick von West nach Ost, im Hintergrund der Rhein (Foto: Unternehmensarchiv der BASF)

Wie konnte es zu dem Unglück kommen?

Die Explosion ereignete sich in einem Silo-gebäude des Düngemittelbetriebs im Oppauer Werk der BASF. Zur Gewinnung stickstoffhaltiger Düngemittel nach dem Haber-Bosch-Verfahren war das Werk Oppau in der Nachbarschaft des Ludwigshafener Stammwerkes ab 1911 über den 1. Weltkrieg hinweg in rasantem Tempo aus dem Boden gestampft worden, vorwiegend in moderner Skelettbauweise aus Beton und Stahl. Die chemische Grundlage für die Düngemittelherstellung lieferte die Ammoniakgewinnung (NH_3) aus dem Stickstoff der Luft, die die beiden Chemiker Haber und Bosch in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg entwickelt hatten und für die beide – getrennt voneinander – mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden.

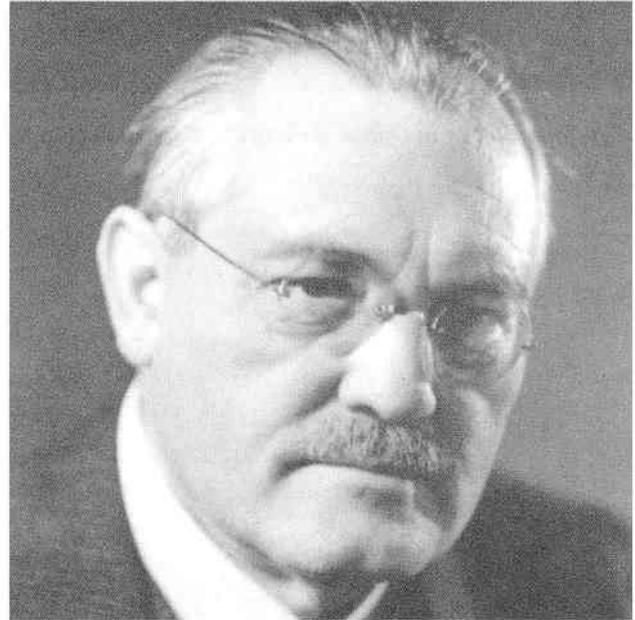


Prof. Dr. Fritz Haber

Prof. Dr. Fritz Haber wurde 1868 in Breslau geboren und starb 1934 in Basel; er war zunächst Professor für Physikalische Chemie an der Technischen Hochschule Karlsruhe und ab 1911 Leiter des damaligen Kaiser-Wilhelm-Instituts (heute Max-Planck-Institut) für Physikalische Chemie in Berlin, ehe er als Jude 1933 nach Cambridge auswanderte. Er erhielt für seinen Anteil an der Ammoniaksynthese bereits 1918 den Nobelpreis für Chemie. Weniger rühmlich war Habers Betreiben, im 1. Weltkrieg

Giftgas als Kampfmittel einzusetzen (man sagt ihm auch die Erfindung der Gasmaske nach).

Prof. Dr. Carl Bosch – Neffe des schwäbischen Firmengründers Robert Bosch – wurde 1874 in Köln geboren und starb 1940 in Heidelberg; gleich nach seinem Studium trat er 1899 als 25-jähriger Chemiker in den Dienst der BASF und machte hier Karriere; 1918 verlieh ihm der König von Bayern den Professorentitel, 1919 wurde er Vorsitzender des BASF-Vorstandes und 1935 des Aufsichtsrats der I.G.-Farben-Industrie. Er schuf mit der technischen Entwicklung der Hochdruckchemie die Voraussetzungen für die industrielle Ammoniakgewinnung und erhielt dafür (zusammen mit F. Bergius) 1931 den Nobelpreis für Chemie.



Prof. Dr. Carl Bosch

Mit dem Grundstoff Ammoniak, als Gas unangenehm ätzend, war eine wichtige Ausgangssubstanz für eine Vielzahl stickstoffhaltiger Verbindungen gewonnen, u.a. für die Reihe der sogenannten Salpeterdünger. Damit war Deutschland – damals ökonomisch höchst bedeutsam – um die Zeit des 1. Weltkrieges vom Import salpeterhaltiger Düngemittel (z.B. aus Chile) unabhängig geworden. Im Oppauer Werk der BASF nahm man gegen Kriegsende in der „Mischsalzfabrik“ die Herstellung von Ammonsulfat-

salpeter auf. Dies ist ein Salzgemisch, bestehend aus Ammonitrat und Ammonsulfat im Verhältnis 2:1. Das Produkt wurde in einer Mischanlage aus den beiden festen Salzen zusammengebracht. Es hatte, wenn es dann in Silos gelagert wurde, die unangenehme Eigenschaft, zusammenzubacken und nach längerem Lagern steinhart zu werden. Wenn es sich nicht mit der Hacke zerkleinern ließ, wurde es mit „Sicherheitssprengstoff“ gelockert und zerkleinert. Dies ging unzählige Male gut. Am Morgen des 21. September 1921 jedoch passierte bei einer solchen Lockerungssprengung die verheerende Explosion. Eine eigens eingesetzte Gutachterkommission beschäftigte sich über ein Jahr lang mit der Frage, wie es dazu kommen konnte und fand keine eindeutige Erklärung. Ungünstige Mischungsverhältnisse? Verunreinigungen? Zu hohe Sprengladung? Anfängliche Verdächtigungen der alliierten Besatzungsmacht, es könnte in der BASF heimlich Munition hergestellt werden, ließen sich rasch widerlegen, wiewohl salpeterhaltige Substanzen auch zur Sprengstoffherstellung benützt werden können und benützt worden waren.

Erst 20 Jahre nach dem Explosionsunglück nahm die BASF die Produktion von Ammonsulfatsalpeter wieder auf, nun nach eingehender Experimentierphase mit neuer Technologie; die kritischen Lagereigenschaften wurden u.a. durch Zusatz von Eisensalzen verbessert.

Das Explosionsunglück von 1921 wurde vom ersten Tag an als nationale Katastrophe gewertet. Es löste eine bis dahin ungekannte Welle der Solidarität und Hilfsbereitschaft aus, sowohl in der unmittelbaren Umgebung als auch deutschlandweit und über die deutschen Grenzen hinaus. „Heldentaten“ – so hieß es in einer Presseveröffentlichung der BASF – „haben viele mutige Werksangehörige bei der Bergung von Toten und Verletzten und bei der Abstellung der Oppauer Betriebsapparatur vollbracht. Übermenschliches haben Ärzte, Schwestern, Lazarettgehilfen, Pflegerinnen und Pfleger, unsere Fabrikfeuerwehr und auswärtige Feuerwehren, Sanitäter, Arbeiter-Samariter, Autoführer usw. geleistet“. Selbst die französischen Besatzungstruppen richteten in einer Ludwigshafener Schule eine Ambulanz ein.

Vier Tage danach, am Sonntag, dem 25. September, fand auf dem Ludwigshafener Hauptfriedhof eine Trauerfeier statt, an der neben hochrangigen Politikern aus den benachbarten Städten, aus der Pfalz, aus Bayern und Baden sogar Reichspräsident Ebert teilnahm. Hauptredner war Prof. Dr. Carl Bosch, der maßgebliche Vater der Stickstoffchemie. Seine Rede verdient, als historisches Zeugnis an dieser Stelle ungekürzt wiedergegeben zu werden. Bosch sagte:

„Mit schwerem Herzen trete ich heute vor Sie hin im Auftrage des Vorstandes der Anilinfabrik, von der die erschütternde Katastrophe ausging, um deren Opfern heute die letzte Ehre zu erweisen. Doppelt schwer wird es mir selbst, dem Erbauer des Oppauer Werkes, weil es mein Lebenswerk betrifft, an dem ich mit allen Fasern meines Herzens hänge, dessen Werdegang ich von Anfang an miterlebt habe, vereint mit meinen Mitarbeitern, die mir all die Jahre treulich zur Seite standen. Nach außen hin der Träger der Verantwortung für das Schicksal dieses Werkes, habe ich in dieser ernsten Stunde die Pflicht, Ihnen Rechenschaft abzulegen für das Vorgefallene.

Als wir, noch in Friedenszeiten, herantraten an die große Aufgabe, neue Wege zu bahnen, um Deutschland die für seine Ernährung dringend notwendigen Stickstoffverbindungen zu schaffen, konnten wir es wagen, weil wir uns stützen konnten auf eine wissenschaftliche und technische Organisation ersten Ranges. Die Anilinfabrik war unter der früheren Leitung herangewachsen zu der größten ihrer Art auf dem ganzen Erdenrund und hatte im Verlauf der großen Arbeiten, die ihr gelungen waren, einen Stab von Mitarbeitern herangebildet, mit dem wir an die großen Probleme mit Zuversicht herantreten konnten. Die neuen Arbeiten, die unsrer harhten, waren ungewöhnlich schwer und teilweise gefahrvoll, aber in jahrelanger zäher Arbeit wurden alle Untersuchungen und Vorarbeiten ausgeführt, die uns in den Stand setzten, die erste Anlage in Oppau zu errichten. Der Krieg mit seinen ungeheuerlichen Anforderungen an die deutsche Technik hatte uns vor immer noch weiter wachsende Aufgaben gestellt, die letzten Endes zum Ausbau der einzig in der Welt dastehenden Werke in Oppau und Merseburg führten. Von der ganzen Größe dieser Arbeit und von der

Eindringlichkeit der wissenschaftlichen und technischen Untersuchungen und Arbeiten, die wir im Laufe von bald 13 Jahren haben bewältigen müssen, macht sich der Fernerstehende keine auch nur annähernd zutreffende Vorstellung; das Vermögen nur die zu übersehen, die selbst tätigen Anteil daran genommen haben. Die letzten Detailfragen mussten gelöst, alle Winkel der Geheimnisse der Naturkräfte mussten durchforscht werden, bevor es gelang, restlos aller Schwierigkeiten Herr zu werden, die die Aufgabe mit sich brachte.

Um so schwerer traf jetzt, wo wir glaubten, dieses Ziel erreicht zu haben, mich und alle die hunderte von Männern, die mit mir arbeiteten und die ihr Bestes hergegeben hatten, der Schlag des Schicksals, der uns erschreckend enthüllte, dass all unsere Arbeit und unsere Bemühungen doch nur eitles Menschenwerk waren, dass sich die Natur ihre letzten Geheimnisse nicht mit Hebeln und Schrauben hatte abzwängen lassen, dass wir zuletzt immer wieder vor dem dunklen Tor des Ungewissen stehen.

Kein Kunstfehler und keine Unterlassungssünde hat die Katastrophe herbeigeführt. Neue, uns auch jetzt noch unerklärliche Eigenschaften der Natur haben all unserer Bemühungen gespottet. Gerade der Stoff, der bestimmt war, Millionen unseres Vaterlandes Nahrung zu schaffen und Leben zu bringen, hat sich plötzlich als grimmiger Feind erwiesen aus Ursachen, die wir nicht kennen. Unser Werk hat er in Schutt gelegt. Aber was ist das alles im Vergleich zu den Opfern, die die Katastrophe gefordert hat. Hier stehen wir ganz machtlos und ohnmächtig, und all das Selbstverständliche, was wir tun können, um die trauernden Hinterbliebenen und Verletzten zu trösten, ist nichts im Vergleich zu den Verlusten. Hier bleibt uns nur das Mitgefühl und der Dank für das, was uns die Toten waren, dem ich hiermit im Auftrage des Vorstandes und des Aufsichtsrates tiefgefühlten Ausdruck gebe.

Von jeher hat der Kampf der Menschheit mit den Naturkräften ungezählte Opfer gefordert, meistens weniger auffällig, weil sie uns nicht recht zum Bewusstsein kamen. Aber hier angesichts einer gewaltigen Katastrophe zeigt sich dieser Kampf in seiner ganzen erschütternden Tragik. Denn der Kampf ist kein freiwilliger, er muss ausgefochten werden, und selbst heute, vor

den offenen Gräbern, zwingt uns das unerbittliche Muss bereits wieder auf den Weg weiterer Pflichterfüllung. Und wenn uns etwas trösten kann in unserer bitteren Not, so ist es das Bewusstsein, dass die harten Aufgaben, die unser auch fernerhin harren, der Erhaltung unseres Vaterlandes dienen, dessen Kampf um seine Existenz heute schwerer ist als je, nachdem sich die Folgen des Krieges erst richtig auswerten. Und einer der wichtigsten Faktoren und Bedingungen für die Möglichkeit, überhaupt weiterleben zu können, sind unsere Sticksstoffwerke.

Wenn wir auch heute vor Trümmern stehen, so müssen wir doch wieder unverdrossen und nicht mutlos an unsere Arbeit gehen, eine Arbeit, die nur nach außen ruhmvoll und glänzend, in Wirklichkeit dornenvoll ist und bleiben wird. Wenn ich nicht wüsste, dass uns trotz der Erschütterung durch das Unglück das Vertrauen unserer Mitarbeiter geblieben ist, so würde ich verzweifeln müssen an den neuen Aufgaben, die jetzt vor uns stehen.

Den Toten aber, die nicht mehr unter uns weilen, die hinabgestiegen sind ins dunkle Reich der Schatten, habe ich in dankbarer Erinnerung an ihre treue Mitarbeit und Pflichterfüllung tiefbewegten Herzens einen Kranz am Grabe niedergelegt.“

Die Rede spiegelt den unbändigen Pioniergeist der damaligen Industrieentwicklung, aber auch die Demütigung und den Überlebenswillen des deutschen Volkes nach dem ersten Weltkrieg wieder. Auch der nachfolgende Redner, Reichspräsident Ebert, appellierte in ähnlicher Weise an den Willen, das „was heute hier in Trümmern liegt, morgen wieder aufzubauen“, nachdem er den Hinterbliebenen, den Verwundeten und Geschädigten die innige Anteilnahme der Reichsregierung und, des ganzen deutschen Volkes an ihrem Unglück ausgesprochen hatte. In eine Stätte blühender Arbeit, in eine Musteranstalt deutschen Unternehmungsgeistes und deutschen Arbeitswillens sei eine unbekannte Kraft der Zerstörung mit elementarer Wucht eingebrochen und habe das zerstört, was Erfindungsgeist und Schaffenskraft in jahrelanger Arbeit errichtet habe. „So wie hier wollen wir auch im ganzen deutschen Volk und im ganzen deutschen Reiche

fortfahren mit festem Willen und in harter Arbeit aller produktiven Kräfte, unser wirtschaftliches Leben wieder aufzubauen und trotz der harten Schicksalsschläge, die uns wie kaum ein Volk in der Weltgeschichte getroffen haben, schaffensfreudig uns eine bessere Zukunft zu erarbeiten.“

Die BASF selbst übernahm in der Folgezeit keine Schuldanerkenntnis für das Unglück, wurde auch gerichtlich nicht dazu verurteilt. Sie leistete aber freiwillige Entschädigungen für die Opfer und Hinterbliebenen, mit reduzierten Summen auch für die fremder Firmen. Die Entschädigungszahlungen gerieten in den Inflationsjahren 1922/23 in den Strudel der Geldentwertung und wurden 1924 nach wirtschaftlicher Stabilisierung auf neuem Niveau fortgesetzt. Für den weitgehend zerstörten Ort Oppau wurde unter der Leitung der bayrischen Regierung ein Hilfswerk eingerichtet, das von der BASF „mit namhaften Beträgen“ unterstützt wurde.

Im Sommer 1948 ereignete sich im Ludwigshafener Werk der BASF aus anderer Ursache noch einmal ein schweres Explosionsunglück; dabei kamen 207 Menschen ums Leben. Gemessen an der Zahl der Toten stand das Oppauer Explosionsunglück von 1921 in der Reihe weltweiter Chemiekatastrophen an erster Stelle bis zum indischen Unglück von Bhopal, das sich im Dezember 1984 ereignete.

Wer war Karl Strinz?

Er hieß eigentlich Karl Gottlob Strinz und entstammte einer Stammheimer Bauernfamilie, die ihr Anwesen an der Ecke Gechinger Straße/Holzbronner Straße hatte. Das Haus fiel am 20. April 1945 dem Brandangriff der Alliierten auf Stammheim zum Opfer. Es wurde nicht wieder aufgebaut. Karls Vater Johann Georg Strinz starb knapp drei Monate nach dem Verlust des Hauses und zwei Monate nach Kriegsende am 12. Juli 1945. Die Mutter Maria, geb. Löffler, war schon 1939 gestorben. Dem Ehepaar wurden zwischen 1891 und 1913 insgesamt 16 Kinder geboren, von denen 10 schon in den ersten Tagen und Monaten verstarben; Karl Gottlob, geb. am 27. Februar 1899, war das 6. Kind. Der

1896 geborene Christoph Friedrich (4) fiel mit 20 Jahren 1916 vor Verdun. Allein vier der Kinder, der Erstgeborene Jakob (1891) und die Töchter Christine Emilie (1903), Marie Pauline (1906) und Christine Sofie (1909) erreichten das Erwachsenenalter und gingen Ehen ein.

Diese kurze Familienchronik dokumentiert eindrücklich, wie viel Leid und Elend die Eltern Strinz zu ertragen hatten.

In der vorläufigen Totenliste der BASF vom 14. Oktober 1921 ist Karl Strinz unter den „Vermissten fremder Firmen“ genannt. Sein Arbeitgeber war die Firma Beton- und Monierbau. Insgesamt 94 Bauarbeiter fremder Firmen sind in dieser Liste aufgeführt; ein Hinweis auf die rege Bautätigkeit im damaligen Werk Oppau. Unter den betroffenen Baufirmen finden sich auch andere Namen, die man heute noch kennt: neben Beton- und Monierbau die Firma Wayß und Freytag, das Eisenwerk Kaiserlautern und die Ludwigshafener Bauunternehmen H. Zimmermann und J. Hoffmann und Söhne.

Das Totenbuch des Evangelischen Pfarramts Stammheim bestätigt, dass Karl Gottlob Strinz am 27. Februar 1899 in Stammheim geboren war und am 21. September 1921 in Oppau den Tod gefunden hat, dass er ledig und von Beruf Gipser war und dass er am 13. Oktober 1921 in Stammheim beerdigt wurde. Dazu findet sich folgender Eintrag: *„Verunglückt bei der Explosion in Oppau, wurde in Ludwigshafen beerdigt, wieder ausgegraben und hierher gebracht“*.

Das Grabmal Karl Strinz steht auf einem Rasenstreifen, der zu dem Abschnitt des Stammheimer Friedhofs gehört, der seit einer Umgestaltung Mitte der Sechzigerjahre den Toten des 1. Weltkriegs gewidmet ist. Es scheint demnach, dass die Friedhofsverantwortlichen Karl Strinz als Opfer einer nationalen Katastrophe einem Kriegsoffer gleichgestellt eingestuft haben. Nachkommen seiner Geschwister wissen heute noch zu berichten, dass der Onkel bei einem Explosionsunglück ums Leben kam, dass er mit einer Stammheimerin verlobt war und dass Geschwister von ihm nach Ludwigshafen gerufen worden waren, um den Leichnam zu identifizieren.

Bemerkenswert ist, dass das Nachbargrab Georg Zizmann einen identischen Grabstein hat. Dieser Georg Zizmann ist 1920 im Bezirkskrankenhaus Calw gestorben, nachdem er lungenkrank aus dem 1. Weltkrieg zurückgekehrt war; auch er galt daher als Kriegsoffer. Die beiden ästhetisch ansprechenden und handwerklich beachtlichen Zwilling-Grabsteine Strinz und Zizmann stammen von dem Stammheimer Steinmetzen Jakob Roller, der im Ort unter dem Namen Wacker-Roller bekannt war und seine Werkstatt gegenüber dem Rathaus hatte.



Links das Grabmal Karl Strinz, rechts das Grabmal Georg Zizmann, beide aus der Hand des Stammheimer Steinmetzen Jakob Roller. (Foto: HW)

Auf dem Grabmal Karl Strinz wird auf Jesaja 54,10 verwiesen. Dieser Text lautet: *„Denn die Berge mögen weichen und die Hügel wanken, aber meine Gnade wird nicht von dir weichen und mein Friedensbund nicht wanken, spricht der Herr, dein Erbarmer“.*

Danksagung:

Für hilfreiche Informationen und kritische Durchsicht des Manuskripts bedanke ich mich bei Frau Jutta Kißener vom Unternehmensarchiv der BASF Ludwigshafen, bei Herrn Dr. Karl-Gerhard Baur, Ludwigshafen, Herrn Dr. Peter Haug, Neustadt/Pfalz und Herrn Horst Roller, Calw-Stammheim.

Literatur:

BASF Information vom 19.09.1996:
Vor 75 Jahren schwarzer Tag für Oppau.

Nagel, Alfred von: Stickstoff. Die Chemie stellt die Ernährung sicher. Schriftenreihe der BASF AG, 2. Aufl. 1991 (diesem Buch sind die Abbildungen 4 und 5 der Professoren Haber und Bosch entnommen).

Werkzeitung der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik Ludwigshafen am Rhein, Jg. 9, Heft 10, Oktober 1921.

Abbildungen:

Die Abbildungen 2 und 3 hat freundlicherweise das Unternehmensarchiv der BASF Ludwigshafen zur Verfügung gestellt und zum Nachdruck freigegeben.

Folgender Kommentar zur Luftaufnahme Abb. 3: Ludwigshafen befand sich 1921 unter französischer Militärverwaltung. Zur fotografischen Dokumentation des Explosionsunglücks wurde daher eigens ein französisches Flugzeug angefordert. Dies besagt die französische Bildunterschrift: *„Vue aérienne de l'usine de la „Badische Anilin und Soda Fabrik“ à Oppau après la formidable explosion du 21. Septembre. ... Photographie prise d'un avion spécialement envoyé sur les lieux pour l'illustration par la Compagnie Aérienne Française“.*

Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung der Sparkasse Pforzheim Calw.



Sparkasse
Pforzheim Calw

Mit Weitblick für die Region.

www.sparkasse-pforzheim-calw.de